Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 40 – 6. Oktober 2007 UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



Ein Blick zurück auf die langen Jahre der deutschen Spaltung: Eine Besucherin sieht durch einen Mauerspalt auf die Grenzbefestigungen der Berliner Mauer. Ein Teil der früheren Sperranlagen an der ehemaligen Grenze zur DDR ist in der Mauergedenkstätte an der Bernauer Straße erhalten. Die Deutschen feierten inzwischen den 17. Tag der deutschen Einheit – Grund genug, die Erinnerung daran wachzuhalten, wie die DDR mit ihren Bürgern umgesprungen ist.

Foto: ddp

Blauer Brief für die Koalition

SPD-Chef Beck kündigt die gemeinsame Reformpolitik auf

Von KLAUS D. VOSS

In der Seefahrt heißt dies „Manöver der letzten Minute“ – der Mann am Ruder muß alles unternehmen, um eine drohende Havarie noch zu vermeiden; gleich, was danach passiert. Kurt Beck, der Mann am Steuer der SPD, spürt die Gefahr des Untergangs: Miserable Umfragewerte für die SPD, die miese Stimmung an der Parteibasis, der freche Aufmarsch der Linkspartei.

Knapp drei Wochen vor dem Hamburger Parteitag, auf dem sicher nicht nur über Grundsatzfragen gestritten wird, will Beck die Entscheidung herbeiführen. Er wirft alles über Bord, was die Sozialdemokraten belasten muß – vor allem die Kernstücke der Agenda 2010 aus der rot-grünen Regierungszeit. Die Ankündigung, Arbeitslosengeld für ältere Beschäftigungslose wieder 24 Monate lang zu zahlen, markiert erst den Anfang – alle Hartz-Reformen stehen zur Disposition. Die nächsten Stichworte werden Rente mit 67, Mindestlohn und Leiharbeit heißen.

Es geht um noch mehr – jeder in der SPD weiß, was Becks Notmanöver bedeutet: Die Sozialdemokraten müssen mit ihrer alten Garde brechen. Mit aktiven Regierungsmitgliedern wie Vizekanzler Franz Müntefering oder Fraktionschef Peter Struck, mit Politpensionären wie Altkanzler Gerhard Schröder oder Ex-Arbeitsminister Wolfgang Clement. Andere wie Außenminister Franz Steinmeier oder Finanzminister Peer Steinbrück müssen springen oder sie werden fallen. So ernst ist die Lage. Die Parteibasis fordert den neuen Kurs ein.

Die Arbeitsmarktreformen, die Deutschland dringend braucht, sind im Kern nicht schlecht, sie sind aber schlecht gemacht. Die SPD hatte in die Hartz-Gesetze Fehlkonstruktionen eingebaut, die eine hitzige Diskussion über die Gerechtigkeitslücke in den Sozialsystemen ausgelöst haben. Vor allem Clement hatte seiner Partei das eingebrockt.

Mit dem harten Ruderschlag nach links hofft Beck, wenigstens die Unterstützung der Gewerkschaften zurückzugewinnen. Auch um den Preis, daß alle Wirtschaftsforscher und die Einsichtigen unter den SPD-Sympathisanten ihm vorhalten werden, daß die Abkehr von den Reformen die schlechteste Entscheidung ist, die er für Deutschland treffen konnte.

Vermutlich glaubt SPD-Chef Beck, er habe keine andere Option. Sein Terminkalender ist schon voll mit Wahlkampfauftritten für das Jahr 2008 – in den Bundesländern Hamburg, Niedersachsen, Hessen und später im Jahr in Bayern muß sich die SPD den Wählern stellen. Nach den bisher erhobenen Umfragewerten wäre keine Abstimmung, sondern eine Strafaktion an den Sozialdemokraten zu erwarten.

Natürlich ist auch klar, daß Beck mit seinem Reformverzicht de facto den Koalitionsvertrag mit der Union aufgekündigt hat – über die Köpfe der SPD-Regierungsmitglieder hinweg. Was kann die Große Koalition denn in den kommenden zwei Jahren noch erreichen, wenn die Verabredung auf die bitter notwendigen Reformen nicht mehr gilt? Wenn Beck doch in einem Bündnis mit Linkspartei und Grünen die Rettung sieht?

Viel ehrlicher wäre es, wenn die SPD einen Strich unter die Große Koalition zöge, um Deutschland die Chance zu lassen, sich eine neue Reformregierung zu wählen. (Siehe auch Bericht auf Seite 5)

KLAUS D. VOSS:

Unvergessen

Diese Geschichte ist nicht aus der Welt, und sie wird es nie sein: „Die Frau vom Checkpoint Charlie“ ist ein ungesühntes Schicksal. Ungesühnt, solange die Täter sich nicht bekennen.

Man kann lange darüber streiten, ob Veronica Ferres genug Sensibilität im Leib hatte, um eine Frau aus der DDR zu spielen; das ist eine Nebensache. Der Zweiteiler in der ARD schilderte dieses Schicksal aus Deutschland, so wie es war: ergreifend, vor allem wahrhaftig.

Aufregen muß man sich nicht allein darüber, warum die „Frau vom Checkpoint Charlie“ so wenig Hilfe erfahren hat. Man darf nicht hinnehmen, mit welcher Naivität die Stasi-Seite der DDR heute behandelt wird. Da rückte Anne Will als „Frau auf dem Posten der Christiansen“ bei der Diskussion über den TV-Film ins Zentrum der Peinlichkeit vor. Welche Ahnungslosigkeit unwidersprochen von Menschen wie Veronica Ferres eingestanden oder Petra Pau vorgetäuscht wurde, war kaum zu ertragen.

Überrascht vom Schicksal einer „Frau vom Checkpoint Charlie“ darf in Deutschland niemand über 35 sein. Auch nicht von den Leiden der anderen, die in Bautzen II gequält wurden, in Hohenschönhausen, sonstwo.

Es hat einen Gerhard Löwenthal gegeben, der sich im ZDF mit seiner Sendung behaupten konnte. Es gab Organisationen wie den „13. August“, die Belege sammelten.

Vergessen darf man nicht, daß West-Politiker Beweise über DDR-Verbrechen verwischen wollten – noch kurz vor der Wende sollte die Zentrale Erfassungsstelle für DDR-Unrecht geschlossen werden. Man muß die Verantwortlichen beim Namen nennen: Johannes Rau, Walter Momper, Björn Engholm, Oskar Lafontaine ... unvergessen.

Ein Wechsel nach Plan

Putin tauscht die Rollen im Kreml

In Moskau nicht viel Neues: „Der Große Putin“ wird weiter aufgeführt, in leicht veränderter Besetzung allerdings. Wladimir Putin wird einen kleinen Rollenwechsel vornehmen, vom Staatspräsidenten zum Ministerpräsidenten. So viel Bühnenfreiheit ist wohl erlaubt in einer „gelenkten Demokratie“.

Seine Ankündigung, im Dezember für das Parlament zu kandidieren und sich auch zum Regierungschef ernennen zu lassen, ist deutlich genug. Offen ist noch, wer jetzt den auf eine Nebenrolle umgeschriebenen Staatschef geben wird.

Damit liegt aber die Kernfrage offen. Der Westen verlangt in einer Demokratie Respekt vor den Institutionen mit Verfassungsrang – das ist die ungeschriebene Geschäftsgrundlage einer freiheitlichen Gesellschaft. Aber unter Putins Regie läuft es eben anders. Da bleibt nicht einmal eine Randrolle für die Opposition; das wäre wenigstens ein kleiner Hinweis auf Demokratie.

Die Russen würdigen an Putin den Einsatz der Macht zum Aufstieg des Landes. Wenn man Berichten der Demoskopen und den Fernsehumfragen glauben will, dann schätzt die Bevölkerung Putins Politik der Stärke über alles, besonders auch die unverhohlenen Demonstrationen militärischer Macht gegenüber dem Westen.

Man muß die russische Verfassung nur genau lesen, um zu ahnen, wie das Stück ausgehen könnte. Festgelegt ist, daß man das Amt des Präsidenten nur zwei Mal „in Folge“ ausüben darf – soweit ist Putin jetzt. Im Frühjahr wird ein Nachfolger gewählt werden, natürlich mit dem Segen Putins. Der, manche tippen auf den jetzigen Ministerpräsidenten Wiktor Subkow, könnte also nach einer sehr überschaubaren Zeit zurücktreten – aus welchen Gründen auch immer – um Putin die Rückkehr in seine angestammte Hauptrolle zu ermöglichen.

Nach der russischen Verfassung müssen dann umgehend Neuwahlen angesetzt werden – und Putin dürfte nach der kurzen Amtsunterbrechung erneut antreten. Sogar zwei Amtsperioden zu vier Jahren wären wieder möglich. *vs*

Ein Auftakt nach Maß

CSU mit neuer Kraft nach der Ära Stoiber

Es war das Oktoberfest der CSU, und sie haben sich in München drei gute Antworten gegeben. Die Partei, die dem Anspruch, konservativ zu sein, noch am nächsten kommt, ist mit neuem Schwung aus der Ära Stoiber gestartet.

Pluspunkt für Bayern: Günther Beckstein kann als neuer Ministerpräsident die Chancen, die ein neues Amt schenkt, geschickt verknüpfen. Neue Gesichter, neuer Schwung, neue Erfolge; es ist die alte Regel: Politik lebt vom Wechsel. Beckstein hat die Partei geschlossen hinter sich – und die Aufgabe vor sich, die Erfolgsgeschichte Bayerns weiterzuschreiben.

Pluspunkt für Berlin: Der neue Parteichef Erwin Huber muß sich einführen, und seine Gegenüber in der CDU müssen ihn erst einmal gewähren lassen; das gehört zum Regelwerk der Politik. Schon bei der nächsten Streitfrage wird es sich zeigen. In der Familienpolitik haben die Bayern nicht nur gute Argumente, sondern jetzt auch ausreichend Standkraft – nicht alles Geld darf den Krippenplänen geopfert werden. Auch die Erziehung in der Familie muß gefördert werden.

Erwin Huber hat es geschickt verstanden, aus der Konkurrenz mit Horst Seehofer um den CSU-Vorsitz eine überzeugende Doppelspitze zu schaffen: die beste Formation im zerstrittenen Koalitionskartell. Um Angela Merkel ist es einsam, Kurt Beck steht noch einsamer da.

Pluspunkt für die CSU: Wer sagt denn, daß eine Partei sich dem Zeitgeist ausliefern muß? Natürlich hatte die Fürther Landrätin Pauli keine realistische Chance, an die Parteispitze gewählt zu werden. Wer aber alles aufbietet – Frauenbonus, Rebellentum, Medienchic, Vollgas auf dem Motorrad und weitere Geschmacksfragen – der kann in von modischen Gedanken bewegten Parteien („Politik muß Spaß machen“) mit mindestens zehn Prozent der Stimmen rechnen. Nicht so in der CSU, die auf dem Parteitag Reife zeigte. Gabriele Pauli erhielt von den 1000 Delegierten gerade 25 Stimmen: 2,5 Prozent, gerade soviel, wie man immer für ungültige Voten oder Fehlabstimmungen einrechnen muß. (Siehe auch Berichte auf Seite 2) *vs*

Unterschätzter Exportschlager

Im vergangenen Jahr saßen fast 190000 Gaststudenten aus dem Ausland in den Vorlesungen von Kiel bis Konstanz – neun Jahre zuvor waren es nur etwa halb so viele. Die meisten Austauschstudenten kommen aus China – rund 26000. Jeweils mehr als 12000 Studenten hatten zuletzt einen bulgarischen oder einen polnischen Paß. Die Zahl der deutschen Hochschüler, die Auslandsluft schnuppern, nimmt sich im Vergleich dazu eher gering aus. Im Jahr 2005 tummelten sich knapp 76000 auf einem Campus fern der Heimat. Weil die deutschen Hochschulen mehr ausländische Studenten anlocken, als es umgekehrt deutsche an eine Alma Mater im Ausland zieht, spricht man auch davon, daß Deutschland eine positive Bildungsexportbilanz vorzuweisen habe. Doch anders als es etwa von britischen und US-amerikanischen Akademikerschmieden bekannt ist, schlagen die deutschen Hochschulen aus ihrer Attraktivität kein Kapital. Da Eltern Ortsansäßiger die Hochschulen nicht nur über die neuen und eher niedrig angesetzten Studiengebühren, sondern auch über die Einkommensteuer finanzieren, ist es unfair, daß Gaststudenten finanziell zu den gleichen Konditionen studieren wie Deutsche. Andere Staaten sind da weniger zimperlich – sie haben das Potential der Bildung als Exportschlager längst erkannt: In Australien etwa gehen laut Regierungsangaben Ausfuhrerträge in Höhe von rund zehn Milliarden australischen Dollar – das sind rund sechs Milliarden Euro – auf das Konto des Bildungssektors. Damit generiert die Wissensvermittlung down under nach den Rohstoffen Kohle und Eisenerz sowie der Tourismusbranche die meisten Exporterlöse. *IW*

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr: Sachsen im Plus

Tatsächlich haben es einige Bundesländer geschafft, im ersten Halbjahr 2007 einen Haushaltsüberschuß zu erzielen. Sachsen meldete dem Bundesministerium der Finanzen sogar 1,29 Milliarden Euro. Das Plus des zweitplatzierten Stadtstaats Hamburg erscheint mit 370 Millionen dagegen nahzu klein. Auch Baden-Württemberg, Bayern, Brandenburg und Thüringen wirtschafteten positiv. Berlin (611 Millionen) und Bremen (506 Millionen) gehörten jedoch zu den Defizitmachern, so daß die Bilanz aller 16 Bundesländer ein Minus von 130 Millionen Euro ergibt.

1.493.381.529.073 €

(eine Billion vierhundertdreiundneunzig Milliarden dreihunderteinundachtzig Millionen fünfhundertneunundzwanzigtausend und dreiundsiebzig)

Vorwoche: 1.493.014.788.613 €
Verschuldung pro Kopf: 18.130 €
Vorwoche: 18.125 €

(Dienstag, 2. Oktober 2007, 12 Uhr, www.steuerzahler.de)

Der letzte Versuch

Bekommt München den Transrapid? – Die Vergangenheit läßt Zweifel aufkommen

Von H.-J. Mahlitz

Verspätung neun Minuten, Verspätung 20 Minuten, Verspätung 16 Minuten, Verspätung sechs Minuten – die Ausbeute eines Reise-Wochenendes mit der Deutschen Bahn. Oder auch: der ganz normale Wahnsinn der DB-Fahrplangestaltung. Ausgesprochen ärgerlich für die Betroffenen, aber nichts im Vergleich zu der Verspätung, die Bahn, Politik und Wirtschaft jetzt gemeinsam auf die Schiene gesetzt haben: In München wollen sie, massiven Widerständen zum Trotz, den weit draußen vor der Stadt angesiedelten Flughafen mit einer Magnetschwebebahn an das Zentrum anbinden.

Das wäre dann, so der Transrapid tatsächlich gebaut wird, in Deutschland die erste kommerzielle Präferenzstrecke für diese neuartige Fortbewegungs-Technologie – für deren weltweite Vermarktung eine wichtige Voraussetzung. Leider käme sie gut zwei Jahrzehnte zu spät. So lange nämlich ist die Magnetschwebetechnik ausgereift und einsatzbereit. Müßte die Bahn den für München prognostizierten jährlich acht Millionen Fahrgästen Verspätungsentschädigungen nach den derzeit geltenden Regularien zahlen, würden die mutmaßlichen Transrapid-Baukosten um ein Mehrtausendfaches übersteigen. Zugegeben, eine „Milchmädchenrechnung“, die aber doch ein Gefühl dafür vermittelt, um welche finanziellen Dimensionen es hier langfristig geht.

Das Patent für die radlose Fahrtechnik ist bereits 73 Jahre alt; es wurde am 14. August 1934 dem deutschen Ingenieur Hermann Kemper erteilt. Doch bald geriet die Neuerung in Vergessenheit, bis der sozialdemokratische Verkehrsminister Georg Leber 1969 sie wiederentdeckte und eine erste Machbarkeitsstudie in Auftrag gab. Schon zwei Jahre später präsentierte MBB in Ottobrunn bei München ein Versuchsfahrzeug auf einer 660 Meter kurzen Strecke. 1980 wurde im Emsland mit dem Bau einer knapp 32 Kilometer langen Versuchsstrecke begonnen. Nach vier Jahren schwebte der erste von insgesamt drei Versuchszügen (TR06) über die auf Stelzen aufgeständerte Betonpiste. Die Spitzengeschwindigkeit wurde bis an die 500-Stundenkilometer-Marke hochgeschraubt.



Zukunftsvision: Der Transrapid, derzeit nur als Infocenter, in München Foto: ddp

Schon damals wurde Interesse an dieser deutschen Hochtechnologie bekundet. In den USA zum Beispiel waren Verbindungen zwischen Las Vegas und Los Angeles beziehungsweise San Francisco sowie zwischen Washington und New York im Gespräch. Anfragen gab es auch von reichen arabischen Ölstaaten. Stets aber waren sie mit dem Hinweis verbunden: Baut erst mal eine Präferenzstrecke in Deutschland, dann sehen wir weiter.

Konkret geplant wurde zunächst eine Verbindung der Flughäfen Düsseldorf und Köln / Bonn, dann, nach der Wiedervereinigung, zwischen Berlin und Hamburg. Diese Strecke bot sich schon deshalb an, weil hier ohnehin eine völlig neue Schnellverkehrsverbindung gebaut werden mußte, aber auch, weil sie größtenteils durch die Neuen Bundesländer Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg führte, wo zu dieser Zeit Großprojekte noch zügig und ohne die im Westen längst übliche Dauerprozessierei um jeden Grashalm und jeden quakenden Frosch durchgezogen werden konnten.

Dennoch scheiterte das Projekt, weil sich im vereinigten Deutschland inzwischen unter Politikern und Meinungsmachern eine prinzipielle Technologiefeindlichkeit breitgemacht hatte, die ihre traurigen Höhepunkte in der Politik der rot-grünen Koalition unter Schröder und Fischer erlebte. Alle weiteren Versuche, das zum prestige- und gewinnträchtigen Exportschlager geeignete Projekt doch noch zu retten, waren eher halbherzig. Wie zum Beispiel der sogenannte Metrorapid, der als „Denkmal“ zum Ruhme der vormaligen NRW-Ministerpräsidenten Rau und Clement an Rhein und Ruhr schweben sollte, von deren Nachfolger Steinbrück aber gnadenlos aufs Abstellgleis geschoben wurde.

Derweilen bescherte der Bau der weltweit einzigen kommerziellen Magnetschwebebahn, der Flughafenanbindung in Shanghai, dem Transrapid allenfalls ein Zwischenhoch. Andere Interessenten, in Nahost, Australien oder Amerika, wunderten sich weiterhin, warum diese Deutschen ihre eigene Hochtechnologie partout nicht im eigenen Lande haben wollen. Ein Vertreter des Transrapid-Firmenkonsortiums ThyssenKrupp / Siemens brachte es auf den Punkt: „Wenn die Autos von Mercedes oder Audi in Deutschland nicht für den Verkehr zugelassen würden, wäre es wohl auch schwierig, sie in USA zu verkaufen.“

Nun soll der letzte Versuch starten. In den letzten Amtstagen verkündete der unfreiwillig in den Ruhestand entschwebende Stoiber, die Finanzierung der 38 Kilometer langen Schwebestrecke vom Münchner Hauptbahnhof zum FJS-Flughafen im Erdinger Moos sei gesichert; schon 2008 könne man mit dem Bau beginnen. Stoibers kunstvolle Formulierungen, die manchen Kabarettisten vor Neid erblassen ließen, nährten den Verdacht, hier solle wieder einmal einem verdienten Landesvater ein teures Denkmal (an die zwei Milliarden Euro!) errichtet werden. Spötter unkten bereits, dann könne man im „Stoiber“ zum „Strauß“ fahren.

Ob es jemals dazu kommt, ist fraglich. Auch wenn der weißblaue Transrapid mit dem NRW-Metrorapid nicht vergleichbar ist – so konkret wie heute waren die Finanz- und sonstigen Planungen damals bei weitem nicht – die prozeßerprobten Gegner dieser Hochtechnologie rüsten bereits zum Kampf durch alle Instanzen. Wodurch, so die Erfahrung mit vielen ähnlichen Projekten, die Kosten dermaßen in die Höhe getrieben werden, daß allein dadurch dem Transrapid das widerfährt, was eigentlich technisch nicht möglich ist: daß er entgleist. Am Ende bliebe ein trauriges und teures Beispiel einer verfehlten und unfähigen Industriepolitik – statt radlos leider nur ratlos.

Mehr als nur peinlich

Stiftung Warentest erteilt Schulbüchern schlechte Noten

Von Rebecca Bellano

Schon wieder! Nach Kritik von OECD, DGB und dem Institut der deutschen Wirtschaft Köln vorvergangene Woche meldet sich auch noch die bei Unternehmen gefürchtete Stiftung Warentest zum Thema deutsche Bildung zu Wort. Prädikat „mangelhaft“, so das vernichtende Urteil über einige der getesteten Schulbücher. Da hatte man bisher dem deutschen Schulsystem, den Lehrern und den Eltern die Schuld an dem mittelmäßigen Abschneiden deutscher Schüler bei internationalen Bildungsvergleichen gegeben, doch nun erhöht sich der Kreis der Angeklagten um die Gruppe der Schulbuchverlage und der in Prüfungsverantwortung stehenden Kultusministerien.

Wobei: Stiftung Warentest hat nur 17 Bücher für Gymnasien aus den Bundesländern Nordrhein-Westfalen, Baden-Württemberg und Niedersachsen getestet. Doch diese Bücher für die Klassen sieben bis zehn in den Fächern Biologie und Geschichte wiesen laut den Testern so manchen Patzer auf. Was auf den ersten Blick dramatisch klingt, offenbart sich allerdings bei genauem Hinsehen manchmal als ungeschickte Darstellung. So ging durch die Presse, daß ein Buch des Westermann-Verlages bei einer Nahrungspyramide den Uhu über den Fuchs gestellt habe. Der Verlag meinte hierzu jedoch, „daß der Uhu nicht den Fuchs frißt, sondern als Endkonsument keine natürlichen Feinde hat, im Gegensatz zum Fuchs“. Doch dürfen Bücher weiteren Erklärungsbedarf haben?

Auch ist es unverzeihlich, wenn Experimente mit Brennspiritus ohne Sicherheitshinweise erklärt werden oder Honeckers Rücktritt falsch datiert wird. Auch kritisierte die Stiftung Warentest die idealisierte Darstellung der Rolle der Frau in der DDR, die nicht auf den realen Umständen, sondern der DDR-Ideologie basiert.

Bei aller Kritik an den Verlagen muß man auch bedenken, daß sie Jugendlichen ohne Vorwissen viele Dinge vereinfacht erklären müssen, damit diese überhaupt etwas erfassen. Außerdem wird aufgrund des föderalen Systems in Deutschland und der daraus resultierenden gut 3000 unterschiedlichen Lehrplänen, ein hoher Druck auf die Verlage ausgeübt. Die drei großen Schulbuchverlage Cornelsen, Klett und Westermann müssen also für jeden Titel für jedes Bundesland eine eigene Ausgabe, sprich 16 an der Zahl, publizieren.

Da sich momentan aufgrund der öffentlichen Anteilnahme nach den bedenklichen Pisa-Ergebnissen deutscher Schüler die Politiker zum Handeln gezwungen sehen, kommt es regelmäßig zu Schnellschüssen und Veränderungen der Lehrpläne, auf die die Verlage wiederum reagieren müssen. Zudem legen Verlagsmitarbeiter und auch die Prüfenden in den Kultusministerien trotz umständlicher Prüfungsverfahren nicht die gewünschte Genauigkeit an den Tag. Auch darf den Verantwortlichen eine gewisse Naivität beziehungsweise ideologische Vorprägung unterstellt werden. Selbst in Fragen der Didaktik, also der Art und Weise, wie man den Lehrstoff vermittelt, scheiden sich die Geister. Die Stiftung Warentest fand jedoch einige Schulbücher, bei denen mehr Bilder und eine größere Schrift schon die Aufnahmebereitschaft der Schüler erhöhen würden. Allerdings: Bücher, die die zehn Experten des Warentestes abuteilten, kamen bei den Schülern besser weg. So gaben die 55 testenden Schüler dem „Duden Biologie“ das Prädikat „sehr gut“, während die Experten dem Buch nur ein „befriedigend“ zugesprochen hatten.

Danke Edmund

Ganze 14 Jahre und vier Monate – vom Juni 1993 bis September 2007 – war der promovierte Jurist Edmund Stoiber Ministerpräsident im Freistaat Bayern. Wenn er auch erst viereinhalb Jahre nach dem plötzlichen Tod des legendären Franz Josef Strauß das Amt des Ministerpräsidenten in Bayern übernahm, so war er doch dessen eigentlicher politischer Erbe.

An die geschliffene Sprachkompetenz einhergehend mit rhetorischer Brillanz des Franz Josef Strauß kam Stoiber bei weitem nicht heran, doch Bayern hat letzterer deutlich weiter nach vorne gebracht, als dies in der zehnjährigen Strauß-Ära geschehen ist. Die großen Straußschuhe paßten auch dem nun aus dem Amt scheidenden bisherigen Ministerpräsidenten.

Stoiber hat Bayern hervorragend regiert. Dies konnte gelingen, weil preußische Tugenden sein Handeln als bayerischer Landesvater bestimmten. Sparsamkeit, Pflichtbewußtsein, soziale Verantwortung für das Ganze und Erfurcht vor dem christlichen Sittengesetz waren die Fixpunkte seines politischen Handelns.

Bayern nach vorne gebracht

Die Bilanz für die mehr als 14 Jahren andauernde Stoiber-Ära in Bayern ist hervorragend. Bayern hat die niedrigste Arbeitslosenzahl der gesamten Republik, die Staatsverschuldung des Landes ist im Vergleich zu fast allen anderen Bundesländern eine zu vernachlässigende Größe. Die Universitäten und Schulen in Bayern erzielen im Bundesvergleich hervorragende Ergebnisse. Kein Bundesland stellt einen größeren Etat für die Kultur bereit; das gilt auch für die Sicherung des kulturellen Erbes der Ostprovinzen des früheren deutschen Reiches. (§ 96 BVFG)

Edmund Stoiber hat sich durch besondere Fürsorge für die deutschen Heimatvertriebenen ausgezeichnet. Er ist ein ausgewiesener Freund der Ostpreußen. Unvergessen ist sein Einsatz für die Ostpreußische Kulturstiftung (OKS), als der damalige Ministerpräsident Schröder 1995 die institutionelle Förderung Niedersachsens für das Ostpreußische Landesmuseum in Lüneburg aufgekündigt hatte. Die Intervention Stoibers führte dazu, daß Niedersachsen seine Absicht revidierte. Das Kopernikushaus in Allenstein hätte ohne die großzügige Förderung Bayerns nicht realisiert werden können. Zwei Mitglieder der bayerischen Landesregierung haben bisher im Kopernikushaus Ansprachen gehalten. Bayern zeigt damit Präsenz in Ostpreußen.

Das Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen (Mittelfranken) ist Teil der Ostpreußischen Kulturstiftung und wird von Bayern institutionell gefördert. Damit hat Bayern einen Sitz im Stiftungsrat der OKS und kann darüber wachen, daß der Stifterwille erhalten bleibt. Versuche von Seiten des Bundes und Niedersachsen, die OKS zu zerschlagen beziehungsweise zu verändern, konnten bisher mit der Hilfe Bayerns abgewehrt werden.

Der Verfasser dieser Zeilen hat über die gesamte Amtszeit des scheidenden Ministerpräsidenten Kontakt zu ihm gehabt. Stoiber war immer ansprechbar. Unvergessen bleibt seine große Rede beim Deutschlandtreffen der Ostpreußen 2002 in Leipzig. Die Ostpreußen sagen Dr. Edmund Stoiber ein von Herzen kommendes Danke. *Wilhelm v. Gottberg*

Der neue Wowi

Von Harald Fourier

Klaus Wowereit will noch etwas werden in der deutschen Politik. Anders läßt sich die vorzeitige Veröffentlichung seiner Memoiren nicht interpretieren. Und das sagt er ja auch offen. Er ist nicht der einzige in der SPD, der in Kurt Beck einen wankenden Platzhirsch sieht, dessen Kanzlerkandidatur im Desaster zu enden droht.

Der „Spiegel"-Essayist Henryk M. Broder, der sich zu einem halbherzigen Verriß von „Und das ist gut so" überreden ließ, hat ausgerechnet, daß der Kölner Oberbürgermeister Konrad Adenauer bereits Mitte der 20er Jahre seine Lebensgeschichte hätte veröffentlichen müssen, wenn er es wie Wowereit mit 54 hätte tun wollen. Hat er aber nicht. Wäre dann wohl auch kein so interessantes Buch geworden wie jene Memoiren, die Adenauer 40 Jahre später nach seiner Kanzlerzeit vorlegen konnte.

Wowereit versucht sich neu zu erfinden, indem er sich von der Promi-Schickeria weg und aufs einfache Volk zu bewegt. Der Satz „Ich war Unterschicht" prangte tagelang auf den Anschlägen vor den Zeitungskiosken. Wowereits Botschaft nach Jahren als Liebling der Berliner Partyszene: In Wahrheit bin ich aber einer von euch auf der Straße – ein durchschaubares Manöver.

Wowereit beteuert, sein Buch sei nicht wie die üblichen Politikerbiographien. „Es reicht nicht, eine bestimmte Stelle aufzuschlagen, man muß schon das ganze Buch lesen."

Klar: Wowereit konnte natürlich keine Abrechnung vorlegen wie Lafontaine oder Möllemann. Nicht mal so eine wie sein Genosse Gerhard Schröder, mit dem er sich selbst in seinem Buch vergleicht. (Er vergißt dabei aber nicht auf alles hinzuweisen, was er – Wowereit – besser gemacht hätte.)

Deswegen sucht der Leser Enthüllungen größeren Ausmaßes vergeblich. Denn, wie gesagt, Wowereit will noch was werden. Der erste schwule Bundeskanzler zum Beispiel, den das Land so dringend benötigt, wie er dem „Stern" verraten hat.

Gemessen daran sind die Dinge, die wir aus seiner Feder (soll heißen: aus der des Journalisten Hajo Schumacher, der den Text wirklich verfaßt hat) erfahren, schon ziemlich abenteuerlich. Wowi schimpft auf die eigenen Genossen, wie das kein Parteipolitiker einer anderen Partei sonst je täte (Ausnahme: Joschka Fischer). Seinen Amtsvorgänger Walter Momper nennt er gar einen Stalinisten!

Momper ist heute immerhin Parlamentspräsident und hätte vor einem Jahr fast seinen Posten verloren, als er fälschlicherweise Wowereits Wiederwahl verkündete, obwohl der gerade im ersten Wahlgang durchgefallen war. Aber für Dankbarkeit scheint Wowereit keine Zeit zu haben. Auch so ein Charakterzug des Regierenden Bürgermeisters von Berlin, von dem wir aus seinem Buch erfahren.

Feiern mit dem Stasi-General

Ex-Mitarbeiter der DDR-Staatssicherheit treten zunehmend frecher in die Öffentlichkeit



„Keine Zensur, keine Verbote": Ex-Stasi-General Werner Großmann nutzt die Möglichkeiten weidlich, die ihm das verhaßte kapitalistische System bietet.

Foto: pa

Von Markus Schleusener

Groß war die Aufregung, als sich Werner Großmann kürzlich zu einem Besuch beim Stadtteilfest in Berlin-Lichtenberg ankündigte. 1986 wurde der 78jährige Nachfolger von Chefspitzel Markus Wolf und ist heute der ranghöchste lebende Vertreter der Stasi und damit die Ikone der Ewiggestrigen in der früheren DDR.

Großmann liebt diese Rolle. Souverän tritt der Stasi-Generaloberst a. D. als Nachlaßverwalter des DDR-Geheimdienstes auf, der nicht nur die Menschenrechte der eigenen „Untertanen" mit Füssen trat, sondern immer auch mit einem Bein im Westen vertreten war und bereits Listen für die Internierung von westlichen Klassenfeinden vorbereitet hatte. Als Rechtfertigung vor sich selbst und ihrer betagten Anhängerschaft reicht den Stasigeneralen stets der Verweis auf die „Notwendigkeiten" im Kalten Krieg.

Nun wollte der Ex-Spionageführer in aller Seelenruhe Bücher signieren auf besagtem Straßenfest. Doch das war vielen denn doch zuviel der „Normalität". Es hagelte Proteste, was Großmann, der für die Stasi-Arbeit in Westdeutschland zuständig war, offenbar überraschte. Nach 17 Jahren der Aufarbeitung ist über das Spitzelwesen der Stasi in der DDR sehr viel mehr bekannt als über das ebenfalls weitverzweigte IM-Netz im Westen. Dabei haben die Gerichte seit der Vereinigung auf diesem Feld schon einiges erreicht: Gegen 3000 Westdeutsche (darunter auch viele West-Berliner) wurde ermittelt, gegen 500 schließlich in den 90er Jahren Anklage erhoben.

Es sind viele unspektakuläre, aber nicht minder interessante Fälle dabei. So versuchte das „Ministerium für Staatssicherheit der DDR" (MfS) sogar Jugendliche in der alten Bundesrepublik anzuwerben, wenn es sich davon Informationen nach deren Einstieg ins Berufsleben versprechen konnte. Solchen Anwerbeaktionen war allerdings nur mäßiger Erfolg beschieden. Allerdings sind vier Fälle überliefert, in denen junge Polizeianwärter von den eigenen Eltern (die selbst West-IM waren) angeworben werden sollten.

Der erste erlitt einen Unfall, bevor er seine Ausbildung abschließen konnte. Im zweiten Fall unterband die Mutter (auch sie war IM) das „Abschöpfen" ihres Sohnes, als sich der spitzelnde Vater vom Dienst für das MfS aus gesundheitlichen Gründen zurückzog.

Beim dritten Anwerbeversuch war ebenfalls die Mutter im Wege, die das systematische Abschöpfen des Sohnes im Polizeidienst erschwerte. Die MfS-Führungsoffiziere versuchten daraufhin, die Eltern ihres Wunsch-IM gegeneinander auszuspielen. „Da er (der Stasi-Führungsoffizier) erkannt hatte, daß in der Familie die Mutter die bestimmende Person war, suggerierte er dem Vater wirkungsvoll, mit der Anwerbung seines Sohnes könne er sowohl dem MfS als auch der eigenen Ehefrau unter Beweis stellen, das letztlich er die Familie dominiere", heißt es in der Akte über die Arbeit des Stasi-Mannes, an dessen Leine der West-IM hing.

Diese und andere Schilderungen finden sich in der gerade erschienenen Studie „Bundesbürger im Dienst der DDR-Spionage". Der angehende West-Berliner Polizist erschien den Geheimen aus der Ost-Berliner Normannenstraße als so wertvoll, daß sie ein- bis zweitausend Mark monatlichen Agentenlohn in Aussicht stellten. Das war eine Menge, die meisten West-IM haben sich mit der sporadischen Zahlung von einigen 100 D-Mark zufriedengegeben. Der junge Mann lehnte die Anwerbung durch den eigenen Vater übrigens trotzdem kategorisch ab.

Georg Herbstritt, Mitarbeiter der Bithlerbehörde und Autor der Studie, hat sich „danach gefragt, welches soziale und berufliche Profil die West-IM aufwiesen und welche Eigenschaften und Kenntnisse sie besaßen, um für das MfS interessant zu sein". So ist er dazu gekommen, solche Fälle wie die geschilderten genauestens zu untersuchen. Seine Arbeit über die 500 Gerichtsverfahren gegen die West-IM ist eine Milieustudie über das Phänomen Stasi im Westen.

Der letzte Polizeianwärter aus West-Berlin, der vom eigenen Vater angeworben werden sollte, ging aus Sicht der Stasi übrigens auch sehr erfolgversprechend ans Werk. Die Informationen flossen so regelmäßig vom Vater, der selbst bereits als 19jähriger bei „Horch und Guck" angeheuert hatte, daß der Sohn bereits im Alter von 18 Jahren – ohne es zu wissen – als IM geführt wurde.

Drei Jahre später klärte der Vater den Sohn auf, doch der verweigerte nach einem weiteren Jahr die Zuarbeit für das MfS – wegen Gewissenskonflikten. Wertvolle Informationen waren von ihm nicht mehr zu bekommen.

Auch so ein Fall, über den Werner Großmann sich sicher geärgert hat. Ebenso wie über den weiteren Verlauf der Angelegenheit Straßenfest. Nach Protesten von Stasi-Opfern ist seine Autogrammstunde dann übrigens doch abgesagt worden.

Begründet wurde dies damit, daß der friedliche Verlauf des Stadtteilfestes in Berlin-Lichtenberg nicht gefährdet werden solle, bei dem Großmann Bücher signieren wollte.

Die SPD und Stasiopfer-Verbände erhoben zudem Vorwürfe gegen die Lichtenberger Bürgermeisterin Christina Emmrich (Linke), weil sie an ihrer Schirmherrschaft über das Fest weiter festhielt. Emmrich äußerte sich bei der Eröffnung des Festes recht milde über den früheren Apparatschik: „Ich halte Großmann für einen der Menschen, dem es äußerst schwer fällt, die DDR kritisch zu betrachten."

Gleichzeitig verteidigte sie ihr Festhalten an der Schirmherrschaft. „Das ist eine der Sachen, die ich aus DDR-Zeiten gelernt habe: Keine Zensur und keine Verbote. Das können vielleicht gelernte DDR-Bürger am ehesten verstehen." Gelernte DDR-Bürger – möglicherweise. Vor allem aber offenbar die Anhänger des alten Regimes.

Berlins vergessene Helden der Freiheit

Späte Ehrung des Widerstands: An der Freien Universität erinnert jetzt ein Denkmal an die von den Sowjets ermordeten Studenten

Von Peter Westphal

Zum Beginn des Wintersemesters erwartet die Studenten an der Freien Universität (FU) Berlin nicht nur ein neues Studienjahr. Auf dem Campus erinnert seit September erstmals ein Denkmal an die ermordeten Erststudenten, die in der Gründungsphase der Universität wegen ihres Einsatzes für die Freiheit ermordet wurden. Sie zählen zu den fast eintausend deutschen Zivilisten, die zwischen 1950 und 1953 von sowjetischen Militärtribunalen verurteilt und nach Moskau verschleppt worden waren, wo man sie hinrichtete.

Nach aktuellem Forschungsstand kamen allein 241 von ihnen aus Berlin, die meisten aus dem Westsektor der Stadt. Obgleich Rußland nach dem Mauerfall seine Archive teilweise öffnete, dauerte es noch einmal über ein Jahrzehnt, bis auch über das schreckliche Schicksal der verschollenen deutschen Studenten weitgehend Gewißheit herrschte. Möglich wurde dies vor allem durch die Aufklärungsarbeit von „Memorial International" in Moskau und dem Historischen Forschungsinstitut „Facts & Files" in Berlin.

Das Gedenken an die ermordeten Studenten der FU ist mit dem Selbstverständnis des universitären Lebens von Berlin untrennbar verbunden. Erfolgte doch die Gründung der Freien Universität Berlin während der sowjetischen Blockade am 4. Dezember 1948 – auf dem Campus der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in Dahlem. Die Neugründung war die freiheitliche Antwort auf die politische Uniformierung der 1810 (als Friedrich-Wilhelms-Universität) gegründeten Humboldt-Universität Unter den Linden. Die Perversion dieser Namensgebung war kaum zu überbieten, spielte doch in der Bildungsphilosophie Wilhelm von Humboldts dessen Freiheitsverständnis eine zentrale Rolle. Die Bestimmung der neuen Hochschule war für Humboldt wie die anderen Gründer, jungen Menschen freie Entfaltung zu ermöglichen. Dabei, so verdeutlichte FU-Präsident Dieter Lenzen während der Einweihung des Denkmals für die studentischen Sowjetopfer, sei Freiheit immer „das Resultat einer Entscheidung, frei sein zu wollen und Freiheit zur Geltung zu bringen".

Genau dies hätten die jungen Menschen getan, die – nachdem sie den entsetzlichen Krieg überlebt hatten – „die Trümmer einer der berühmtesten europäischen Universitäten" besuchten, nur um zu erfahren, „ein weiteres Mal betrogen zu werden", so Lenzen. Von den heute insgesamt zehn namentlich bekannten Opfern der sowjetischen Militärtribunale studierte – offenbar nicht zufällig – ein Großteil an der damaligen Deutschen Hochschule für Politik (DHfP), die 1959 als Otto-Suhr-Institut in die FU eingegliedert wurde.

Verhaftet wurden die meisten von ihnen, weil sie Flugblätter verteilt oder Kontakt zu oppositionellen Bewohnern des Ostsektors unterhalten hatten. Allerdings reichte für die Aburteilung auch schon die Zugehörigkeit zur DHfP, wie im Fall von Günter Beggerow (Jg. 1928), der am 28. Mai 1952 in Moskau hingerichtet wurde. Zu den erschütternden Schicksalen gehört ebenso die Geschichte von Peter Püschel. Seine Schwester Britta Püschel erinnert sich, wie „der noch nicht 18jährige (...) unter dem gnadenlosen Beschuß der Russen bis zum letzten Augenblick auf den Landestegen von Kolberg aushielt", um Menschenleben zu retten. Im November 1950, inzwischen Student an der Deutschen Hochschule für Politik, war er beim nächtlichen Flugblattverteilen vor einer sowjetischen Kaserne gefaßt worden. Von einem Mithäftling erfuhr die Schwester die letzten Worte ihres Bruders, die dieser vor seinem Abtransport aus Berlin durch Klopfzeichen an der Wand in die Nachbarzelle übermittelte: „Auf Wiedersehen – in Moskau oder im Himmel ...". Erst 1998 wurde sein Schicksal aufgeklärt.

Seiner und der anderen ermordeten Gründungsstudenten der Freien Universität wird jetzt durch eine beeindruckende abstrakte Bronzeskulptur gedacht. Die aus zehn gleichmächtigen, balkenartigen Elementen bestehende Skulptur weist in verschiedene Richtungen, eine Formgebung, in der sich die abgebrochenen Lebensläufen der Studenten spiegelt. Befragt, was dieser Tag für die Geschichte der FU bedeute, erklärt ihr Präsident Dieter Lenzen gegenüber der *Preußischen Allgemeinen*, daß sich die Universität nunmehr „einer Ungeheuerlichkeit bewußt wird, der sie überhaupt erst ihre Existenz verdankt". Der prominente FU-Historiker Arnulf Baring sieht in dem Gedenkakt die „couragierte Entscheidung Lenzens", da „noch viele innerhalb der FU die Begleitumstände der Universitätsgründung nicht wahrhaben wollen, daß nämlich die Erststudenten für die Freiheit ihr Leben gaben."

Für den Politikwissenschaftler Jochen Staadt vom Forschungsverbund SED-Staat wird mit der Würdigung der von den Sowjets ermordeten Studenten endlich Abschied genommen von dem weitverbreiteten Glauben, der bis heute in dem 1967 erschossenen Studenten Benno Ohnesorg das erste Todesopfer in der Geschichte der Freien Universität sieht.

Übrigens: Bereits am 19. Mai 1954 hatte der Akademische Senat der FU eine Gedenktafel in Auftrag gegeben, ohne jedoch die Namen der Opfer zu kennen. Zur Ausführung war es jedoch nie gekommen.

Zeitzeugen



Gustav Stresemann – 1924 einige Monate Kanzler und dann bis zu seinem Tode 1929 Außenminister, war es der 1878 geborene Stresemann leid, sich ständig umzuziehen: Im Reichstag war der „Cut“ Vorschrift, fürs Büro aber war der feierliche Anzug viel zu unbequem. Stresemann fand die Lösung und tauschte jeweils nur den Cut gegen ein bequemeres Jacket aus, wenn er vom Parlament ins Büro wechselte. So schuf er 1925 eine neue Anzugkombination für tagsüber, die seitdem seinen Namen trägt.

Joschka Fischer – Der spätere Außenminister Joseph Martin Fischer, genannt „Joschka“, ließ sich 1985 in Turnschuhen zum hessischen Umweltminister ernennen. Seitdem hing dem 1948 geborenen Grünen der Spitzname „Turnschuhminister“ an, auch wenn man ihn später als Außenamtschef (1998–2005) meist im Anzug mit Weste sah.



Franz Josef Strauß – Der legendäre CSU-Politiker (1915–1988) demonstrierte seine Devise, konservativ und fortschrittlich in einem zu sein, auch optisch: Strauß, Bayerns Landesvater von 1978 bis zu seinem Tode, führte die Tracht als anerkanntes Kleidungsstück in die hohe Politik ein und kombinierte geschickt Elemente des klassischen Anzugs mit solchen aus der regionalen Tradition Bayerns.

Hamid Karzai – Seit 2001 afghanischer Präsident, wurde der 1957 geborene Karzai von einem Modemagazin zum „bestangezogenen Mann der Welt“ gekürt. Dabei trägt Karzai landestypische Kleidung, der er einen besonderen Schick verleiht. Sein Markenzeichen ist die Mütze.



Gerhard Schröder – Den Ruf des „Brioni“-Kanzlers wird der Sozialdemokrat nicht mehr los. Schröders Regierungsantritt 1998 stand im Zeichen der „neuen Mitte“, seine SPD sollte junge, dynamische Unternehmertypen anlocken, ohne die alte Wählerschaft zu verschrecken. Im Auftritt des Kanzlers sollte sich beides widerspiegeln: Der edle Zwirn des Karrieristen und eine Sprache, die seine einfache Herkunft zur Schau stellte. Heute blicken Sozialdemokraten mit durchaus gemischten Gefühlen auf Schröders Ära zurück.

Kleider machen Leute, oder?

Modesünden der Politikerriege: Von Merkel über Joschka Fischer

Von Silke Osman

Es gab Zeiten, da hat man kein gutes Haar an ihr gelassen – im wahrsten Sinne des Wortes. Alle hatten sie gute Ratschläge parat und fielen über Angela Merkel her, die selbsternannten Schönheitsexperten, die Imageberater, die Modemacher, die „Hairstylisten“, na ja und auch die Fernsehzuschauer. Alle wollten sie aus Aschenputtel eine Prinzessin zaubern. Daß sie nicht als Schönheitskönigin angetreten war, sondern ernsthafte Politik betreiben wollte, das machte das „Mädchen“ mit dem eisernen Willen schon bald klar. Ein bißchen mehr Pep aber würde dennoch nicht schaden, man müßte sich ja nicht gleich am Paradiesvogel Claudia Roth orientieren. Vor allem die Frisur à la Prinz Eisenherz hatte es den Kritikern angetan. Unter kundigen Händen ward dieser „Makel“ schließlich behoben.

Inzwischen macht nur Monika Harms, ihres Zeichens Generalbundesanwältin, in Sachen Frisur der Frau Merkel der Vergangenheit Konkurrenz. Sie trägt den blondgrauen Schopf wie einbetoniert und läßt sich durch nichts beirren. Bei ihr zählen nur Fakten und Erfolge im Kampf gegen den Terrorismus. (Und damit scheint sie recht zu haben.)

Angela Merkel hingegen hat sich gemacht, zu diesem Eindruck gelangt man als Fernsehzuschauer beim Betrachten der Bilder, welche die Bundeskanzlerin fern der Heimat zeigen. Vor Gletschern und zwischen Eisbergen glänzt sie mit einer leuchtend roten Jacke. In Asien weiß sie mit Charme zu überzeugen, denn die herabgezogenen Mundwinkel haben sich mittlerweile in eine andere Richtung bewegt und einem erfrischenden Lächeln Platz gemacht.

Blazer in den verschiedensten Farben sind derweil zum Markenzeichen der Frau Merkel geworden. Chic, wenn sie nur nicht so eng sitzen würden und nicht so kurz wären. Aber Angela Merkel ist eben auch „nur“ eine Frau. Und frau fällt es schwer, sich zu einer größeren Kleidergröße zu entschließen.

Männern ist es offenbar ganz gleich, ob die Hosen schlabbrig sitzen, ob das Sakko kneift oder ob das Brillengestell aus der Kaiserzeit zu stammen scheint. Zu diesem Eindruck gelangt man nämlich, betrachtet man die Riege der männlichen Politiker. Franz Müntefering, der Vizekanzler, besticht durch das ewige Grau seiner Anzüge nicht wirklich. Und welcher Haarakrobat würde nicht gern einmal Hand beziehungsweise Schere anlegen, um „Münte“ eine flottere Frisur zu verpassen. Eine andere Brille würde es auch schon tun. Die hat sich Frank Walter Steinmeier gegönnt, der durch modische Extravaganzen nicht unbedingt auffällt. Ganz anders als sein Vorgänger im Amt Joschka Fischer. Joschka wer? Na, der mit den Turnschuhen. Als er die abgelegt hatte und in Designeranzügen auftrat, war er kaum mehr wiederzuerkennen. Vielleicht lag das aber auch daran, daß er häufiger das Gewicht wechselte.







Gut aussehen? Merkel 2004 und 2007, Sigmar Gabriel und Franz Müntefering Fotos (3): ddp

Apropos Gewicht. Damit hat zweifellos auch „Super-Sigmar“ zu kämpfen. Selbst langanhaltende Bräune kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß Umweltminister Gabriel kein Kostverächter ist. Hätte er doch den Schneider von Alt-Bundeskanzler Helmut Kohl, dann wäre „die Kuh vom Eis“, aber das soll es wegen des Klimawandels ja auch bald nicht mehr geben.

Nicht zu vergessen, der Stiegler Ludwig, der seinen roten Pullunder bayrisch-standhaft selbst bei großer Hitze trägt. Dennoch ist es ihm nicht gelungen, eine neue Moderichtung ins Leben zu rufen (was er vermutlich auch gar nicht wollte, vielleicht war ihm nur kalt oder es waren Hosenträger zu verstecken). Ganz anders Hans-Dietrich Genscher, dessen gelber Pullover geradezu Kultstatus erlangte.

„Kommst du in Jeans, wirst du behandelt wie eine Jeans; kommst du im Anzug, wirst du behandelt wie ein Anzug“, so eine Volksweisheit. Daß dieser Anzug allerdings sitzen muß, sollte selbstverständlich sein – auch in Berlin. Und: Er muß nicht immer grau sein, meine Herren.

Gut betucht

Was für die Chefetagen in Unternehmen streng geregelt ist, scheint auf der politischen Bühne anderen Regeln zu unterliegen: die Kleiderordnung. Im Bundestag gilt die Regel: dem hohen Hause angemessen. Doch was ist angemessen?

Politiker bringen mit ihrer Bekleidung gern ihre politische Orientierung zum Ausdruck. Rote Krawatten für Linke, Grüne schmücken sich ebenfalls gern mit den Farben ihrer Partei und legendär ist der gelbe Pullunder von Hans-Dietrich Genscher. Doch das alles ist nur Beiwerk, die Basis bleibt der Anzug. Das Handbuch der klassischen Herrenmode gibt als angemessene Anzugfarben für Träger aus der Politik, Schwarz, Blau und dunkles bis helles Grau vor. Braune und in Grün gehaltene Anzüge sind dem Wochenende und der Freizeit vorbehalten. Gemusterte oder karierte Stoffe verbieten sich für Politiker, die in Fernsehübertragungen zu sehen sind, aus technischen Gründen, da karierte Stoffe von Kameras nur sehr schlecht erfaßt werden und ein Bildflimmern verursachen. Doch erlaubt ist auch, was gefällt, in den Fraktionen gibt es keine Vorschriften, wer wann was zu tragen hat. In den 80er Jahren drückten die Grünen mit unkonventioneller Freizeitkleidung ihre Ablehnung der etablierten Parteien durch provokatorisches Auftreten in Turnschuhen, Pullover und Jeans aus. Doch sie waren nicht die ersten, die die klassische Kleiderordnung durchbrachen. Der ehemalige SPD-Fraktionsvorsitzende Vogel stellte damals fest, daß die Herren der Berliner CDU schon lange vor den Grünen ohne Krawatte ins Parlament gekommen seien.

Die Berliner CDU legte als erste die Krawatte ab

Vorgeschrieben ist sie tatsächlich nur zu besonderen Anlässen. Ist auf einer Einladung „Großer Gesellschaftsanzug“ gefordert, so ist das Tragen eines Fracks mit Fliege geboten. Auf politischem Parkett gehört dann auch das Anlegen von verliehenen Auszeichnungen zu den Gepflogenheiten. Sie werden auf der linken Seite des Fracks von rechts nach links in der Reihenfolge ihres Ranges und ihrer Verleihung getragen. Im politischen Tagesgeschäft ist das Tragen von Orden nicht üblich. Ausnahme bilden hier die Anstecknadeln der Parteien oder Organisationen, deren Mitglied der Träger ist.

Mariano Albrecht

Wie Staatsmänner Mode machten

Mal war es Politik, mal Sinn für Ästhetik, der Staats- und Regierungschefs stilbildend werden ließ

Von Manuel Ruoff

Was haben der russische Zar Peter der Große (1672–1725) und der türkische Präsident Mustafa Kemal Atatürk (1881–1938) gemein? Beide Staatsoberhäupter stritten für die Modernisierung der von ihnen regierten Staaten nach westlichem Vorbild. Beide bemühten sich im Zuge dessen auch um die Durchsetzung westlicher Kleidungskultur in ihrem Land. Während Atatürk vor allem dem Fes als Symbol des Überkommenen, das überwunden werden sollte, den Kampf ansagte, war es bei Peter der Vollbart. Beide Staatsoberhäupter gingen dabei als Vorbild ihren Völkern voran und veränderten damit die Landesmode.

Während Peter und Atatürk mit ihrem Äußeren die Modernisierung ihrer Länder im Auge hatten, wollte der Bayer auf dem Griechenthron, Otto I. (1815–1867), mit seinem „Outfit“ das voran bringen, was wir heute neudeutsch „Nationbuilding“ nennen, sprich die Schaffung einer Nation, einer nationalen Identität. Hierzu gehörte nach Ansicht des Philhellenen auch eine Nationalkultur einschließlich einer Nationaltracht. Da es eine solche gesamtgriechische Nationaltracht nicht gab, erfand er eine und trug sie konsequent, auf das sie in seinem Land Mode würde.

Ein ganz anderes Problem als Modernisierung und Nationenbildung trieb Friedrich Wilhelm I. (1744–1797) um. Seine Sorge galt dem Militär. Nicht zuletzt der „Soldatenkönig“ bewirkte die den Preußen so gerne nachgesagte Militarisierung von Staat und Gesellschaft. Während andere Monarchen seiner Zeit in der Regel aufwendige Zivilkleidung trugen, zog der sparsame Brandenburger den einfachen Waffenrock vor. Damit wirkte er über die Grenzen seines Staates hinaus, denn auch Herrscher anderer Staaten fingen nun an, Uniform zu tragen. Besonders stilbildend wirkte der Preuße jedoch in seinem eigenen Staat. Preußen wurde uniformierter als andere Staaten. Aktive Soldaten trugen ständig Uniform, auch zivile Funktionsträger wurden mit Uniformen ausgestattet, und unter Reservisten wurde es modern, auch außerhalb des Dienstes Uniform zu tragen.

Der letzte Hohenzollernkönig und -kaiser, Wilhelm II. (1859–1941), machte es zur Mode, die Bartenden hochzuzwirbeln. Mit ihm sollte es eben aufwärts gehen, getreu der Ankündigung, daß er seine Landesleute herrlichen Zeiten entgegenführen werde. Mit der Herrschaft des Imperator Rex endete auch diese Mode.

Ein Staatsoberhaupt, das über die Grenzen seines Reiches und auch über das Ende seiner Regentschaft hinweg, nämlich bis in die Gegenwart, die Mode beeinflußt hat, ist Eduard VIII. (1894–1972), der Onkel der heutigen Queen, dem seine Deutschfreundlichkeit und seine Ehe mit einer geschiedenen Bürgerlichen die Krone kosteten. Seine legere Eleganz hat Maßstäbe gesetzt. Vieles hat er erst gesellschaftsfähig gemacht.

Nach ihm, dem Herzog von Windsor, ist auch – allerdings fälschlicherweise – der Windsorknoten benannt, der mittlerweile zum Standard wurde. Gerhard Schröder favorisiert jedoch offenkundig einen asymmetrischen Knoten, dessen längliche, schmale Form ebenso wie der von ihm geliebte Haifischkragen die Halspartie streckt. Kaum war er Kanzler, sah man zunehmend auch andere Politiker diesen Krawattenknoten tragen.

Kraft durch Erneuerung?

Die SPD blickt in ihrem »Hamburger Programm« mehr auf die Vergangenheit als auf die Zukunft

Von Hans Heckel



„Die SPD ist eine linke Volkspartei": Kurt Beck will seine Partei gestalten und blickt dabei stark auf Vorbilder. Foto: ddp

Das neue Grundsatzprogramm der SPD hat Aufsehen erregt, weil es den Begriff des „demokratischen Sozialismus" ausdrücklich zur Leitlinie der Sozialdemokraten erklärt. Der SPD-Altvordere Klaus von Dohnanyi wiegelt ab: Das sei ein „Traditionswort", mehr nicht. Tatsächlich taucht die Schreckvokabel vieler Bürgerlicher selbst im allseits gelobten Godesberger Programm der SPD von 1959 auf, mit dem sich die Partei offiziell mit der sozialen Marktwirtschaft versöhnt hat. Also nur wirklich eine Floskel? Immerhin hatte es im Vorfeld der Beratungen zum kommenden Programm durchaus Stimmen in der SPD gegeben, die den „Sozialismus" endlich entsorgen wollten. Parteichef Kurt Beck selbst ging dagegen an – aus Angst vor Oskar Lafontaine und der Linkspartei.

Wie sehr die neue Konkurrenz von ganz links Verunsicherung in die Reihen der SPD trägt, wird indes weniger an dem einen Wort deutlich als insbesondere beim direkten Vergleich mit dem legendären Godesberger Programm. Das 1989 als Nachfolger von Godesberg in Berlin beschlossene Programm der SPD war schon Monate nach seiner Verabschiedung vom Ende des Kalten Krieges überrollt worden und blieb somit Episode. Godesberg bleibt die Meßlatte.

Und hier fallen einige bemerkenswerte Unterschiede auf: Das Programm von 1959 war ganz auf Gegenwart und Zukunft abgestellt. Im neuen Entwurf hingegen stechen die zahlreichen historischen Verweise ins Auge – als wollte die SPD sich gegen linke Mitbewerber durch ihre „älteren Rechten" schützen, die neue Konkurrenz als Plagiator zurückweisen. So wird aufgezählt, daß die SPD „immer internationalistisch und europäisch orientiert", „von Anbeginn die Demokratiepartei", „von Anfang an auch eine Kulturbewegung" gewesen sei, die in der Arbeiterbewegung wurzele und die Abschaffung des Schulgelds ebenso wie die Einführung des Frauenwahlrechts erkämpft habe. Über all diese lange zurückliegenden Errungenschaften verloren die Sozialdemokraten in Bad Godesberg 1959 kein Wort.

Die Autoren des neuen „Hamburger Programms" haben es nicht gewagt, sich auf wesentliche Kernaussagen zu beschränken – im Unterschied zu ihren politischen Ahnherren in Bad Godesberg. Das Papier übertrifft seinen Godesberger Vorgänger an Seiten um ein Vielfaches. Dabei tauchen die Grundsätze von 1959 im Hamburger Programm alle wieder auf – so etwa das Bekenntnis zu Marktwirtschaft und Unternehmertum einerseits und die Forderung nach demokratischer Kontrolle und sozialer Verantwortung der Wirtschaft andererseits. Die neue Vorlage aber umrankt alle Grundsatzpositionen sogleich mit einer Fülle wenig konkreter Forderungen, als scheue man nichts ärger, als irgendeine Interessengruppe nicht ausreichend berücksichtigt zu haben. So bekennen sich beide Programme zu den Chancen des technologischen Fortschritts, die Autoren des Godesberger Programms aber wägen nur kurz und knapp die Möglichkeiten und Risiken ab, während es sich die Urheber des neuen Entwurfs nicht verkneifen konnten, auch noch ausschweifend die Perspektiven der Hybrid-, Wasserstoff- und Brennstoffzellentechnik zu erörtern und vor überflüssigen Tierversuchen zu warnen – mangels Grundsatzfestigkeit reiten die Autoren auf den Modewellen, die zur Zeit gerade durch die Medien schwappen – was hat das in einem Parteiprogramm zu suchen, das angeblich Jahrzehnte halten soll?

Vieles könnte ebenso in Programmen bürgerlicher Parteien stehen. In einigen Punkten jedoch werden die Kampflinien bürgerlicher und sozialdemokratischer Politik trotz aller Weitschweifigkeit sehr deutlich, so insbesondere bei der Geschlechter- und Familienpolitik: Hier treten die letzten Restbestände von Ideologie um so deutlicher hervor. Zwar beteuern die Sozialdemokraten auch in ihrem Hamburger Programm, die Familie schützen zu wollen. An anderer Stelle jedoch wird eine „höhere Erwerbsquote von Frauen und Männern" als Ziel ausgerufen. Damit werden, allen schönen Worten zum Thema Wahlfreiheit zwischen Familien- oder Erwerbsarbeit zum Trotz, klare Prioritäten gesetzt.

Diese Leitlinie trifft sich glänzend mit der postulierten Geschlechterpolitik: „Rechtliche Gleichstellung (der Geschlechter) ist noch keine tatsächliche Gleichstellung". Mit anderen Worten: Der Staat soll sich keinesfalls damit zufriedengeben, Frauen und Männern die gleichen Rechte zu garantieren, er hat überdies in ihr Leben einzugreifen um sicherzustellen, daß sie diese Gleichstellung auch „tatsächlich" vollziehen. Von Selbstbestimmung, die sich durchaus in unterschiedlichen Rollen von Mann und Frau ausdrücken kann, wenn diese es wünschen, ist hier wenig zu spüren.

Die realpolitische Bedeutung von Parteiprogrammen wird allgemein als mäßig angesehen. In der Regel gelten sie als „rhetorische Steinbrüche" für die Debatten der Tagespolitik. Dennoch gibt das vorliegende neue SPD-Programm mehr über Zustand und Ausrichtung der Sozialdemokraten preis, als es auf den ersten Blick scheint. Es entsteht der Eindruck einer Sozialdemokratie, die, verunsichert von der neuen linken Konkurrenz, mehr Bevormundung, eben mehr „Sozialismus" einfordert. Das paßt gut zur Abkehr von der „Agenda 2010", von der Politik Gerhard Schröders, die Kurt Beck mit Blick auf die kommenden Wahlkämpfe dieser Tage einleitet.

MELDUNGEN

Mehr Senioren im Ehrenamt

Berlin – Der Anteil der über 50-jährigen, die ehrenamtlich aktiv sind, ist seit 1985 stark gestiegen. Während damals jeder Fünfte von ihnen im Westen der Bundesrepublik unbezahlte Arbeit leistete, waren es 2005 mehr als 30 Prozent. Das geht aus einer Analyse des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (Berlin) hervor. Danach nimmt das soziale Engagement im Lebensverlauf zu und erreicht im Alter von 35 bis 55 Jahren seinen Höhepunkt, um dann wieder zurückzugehen. Generell neigten Senioren mit höheren Bildungsabschlüssen eher dazu, neue ehrenamtliche Aufgaben zu übernehmen. Ferner sei die Beteiligung hoch qualifizierter Älterer an unbezahlter Hilfe dauerhafter als die von weniger gut ausgebildeten Senioren. Nach der Analyse des Instituts engagieren sich vor allem solche Personen unentgeltlich im Ruhestand, die dies bereits vorher taten. Deshalb sei es sinnvoll, bereits junge Erwachsene für soziales Engagement zu gewinnen. *idea*

Vertreibung im Lehrplan

Düsseldorf – Nach Bayern, Baden-Württemberg, Hessen und Thüringen nimmt nun auch Nordrhein-Westfalen das Thema „Flucht und Vertreibung" mit in den Lehrplan auf. Gerade Nordrhein-Westfalen habe nach dem Zweiten Weltkrieg einen großen Teil der Heimatvertriebenen aufgenommen und in den schwierigen Jahren nach Kriegsende sehr vom Aufbauwillen und Fleiß der Flüchtlinge profitiert. Daher sei es nur folgerichtig, dieses vernachlässigte Thema den Schülern im Geschichtsunterricht nahezubringen, lobte der Vorsitzende der Gruppe der Vertriebenen, Flüchtlinge und Aussiedler der Unions-Bundestagsfraktion, Jochen-Konrad Fromme, diese Entscheidung.

Ost-Deutsch (35):

Zeche

Von Wolf Oschlies

Greift zum Becher, wack're Zecher / füllet ihn mit deutschem Wein", riet 1822 der schwäbische „Sängervater" Karl Pfaff. Mit dem „Zechensterben" unserer Tage haben seine „Zecher" insofern zu tun, als es bei beiden um Geld geht, für die „Zeche" am Thresen oder für „Zechen" im Revier. Im Venedig des 13. Jahrhunderts war der „zecchino" eine Goldmünze, die als „Zechine" bis zu uns gekommen ist. Im Mittelhochdeutschen bezeichnet „zeche" Gruppenaktivitäten wie den Erwerb von Schürfrechten im Bergbau. Von daher stammen die drei Wortbedeutungen der „Zeche": Kneipenrechnung, Kohlengrube oder Zunft, Innung.

Letztere Bedeutung ist seit jeher in Österreich verbreitet, von wo sie auch in altkroatische Texte gelangte. Das restliche Osteuropa hält sich an die beiden ersten Bedeutungen. Bei Russen, Bulgaren und Ukrainern ist „cech" die Fabrik, Werkshalle. Seit Urzeiten bis heute: In Moskau steht eine private „kolbasnyj cech" zum Verkauf, eine Wurstfabrik, im bulgarischen Sliven werkelt eine „sladkarski cech", eine Groß-Konditorei, im lettischen Riga betreibt ein Russe seine „transportnyj cech", im ukrainischen Donezk-Becken wurde eine „podpolnyj alkogolnyj cech" ausgehoben, eine illegale Schnapsbrennerei etc. Neu sind jedoch die „kobsarskij cech" in Kiew und Charkow, die „Gitarrenwerkstatt", in der uralte Instrumente gelehrt werden, die „cech russkich istorikov" (russische Historikerwerkstatt), ein Studentenzirkel an der Universität Saratow, und ähnliche mehr.

Ganz anders bei Südslaven, wo das Substantiv „ceh" meist mit dem Verb „platiti" kombiniert ist, was wie deutsch „Zeche bezahlen" heißt: „Narod platio ceh nerealne politike", klagte vor Jahren ein serbisches Blatt: Das Volk zahlte die Zeche einer unrealistischen Politik. Bei bosnischen Arbeitsämtern waren 2005 „dva miliona maraka kafanskih cehova" aufgelaufen, zwei Millionen Mark Kneipenrechnungen. In Belgrad seufzte ein Kommentator: „Istorija uci da ce ceh biti veci od ocekivanog" (Die Geschichte lehrt, daß die Zeche höher als erwartet ausfällt). Mein persönlicher Favorit ist ein Graffito aus Kroatien: „Neko drugi ce morati da plati ceh, ja ovakov zivot nisam narucio" (Soll jemand anders die Zeche zahlen, ich habe dieses Leben nicht bestellt). Stimme einer Generation!

Berufs-Enthüller entdeckt Islam

Günter Wallraf und die Ditib – Streit um Rushdie-Lesung bringt Licht ins Dunkel

Von Mariano Albrecht

In den 70er Jahren schlich er sich als Türke Ali in deutsche Großunternehmen und zeigte, unter welchen Bedingungen türkische Gastarbeiter ihren Lebensunterhalt verdienten. Mit seinem Bestseller „Ganz unten" schrieb sich Wallraf in die Herzen der linken Journaille und machte frischfröhlich als falscher Redakteur Hans Esser bei der „Bild"-Zeitung weiter. Wallraff sucht das Haar in der Suppe und findet es meist. Doch dem investigativen Autor gehen die Themen aus. Mit müdem Lächeln wurden seine Ausflüge in deutsche Call-Center aufgenommen. Die gewohnte und die Eigenwerbung unterstützende Klagewelle blieb aus. „Die Branche erklärte trotzig, sie würde mir den Gefallen nicht tun", resümiert Wallraf im „Standard". Seit zwei Monaten tummelt sich der nimmermüde Enthüllungsjournalist nun im Umfeld der Kölner Großmoschee-Diskutierer und schlug sich hier auf die Seite der Moscheebefürworter. Doch Wallraff hat andere Pläne.

Die Ditib (Türkisch-Islamische Union der Anstalt für Religion e.V.) hatte Wallraf zur Mitarbeit im Beirat für den Bau der umstrittenen Großmoschee in Köln-Ehrenfeld eingeladen. Wallraff nahm das Angebot an und stellte Bedingungen. Als Beitrag zur Bildung von Demokratieverständnis und Religionsfreiheit wollte Wallraff als erstes eine Buchlesung aus den Satanischen Versen seines Freundes Salman Rushdie veranstalten. Rushdi wurde dafür vom iranischen Revolutionsführer Ayatollah Khomenie mit einer Todesfatwa (Mordaufruf) belegt. Der Moscheevorstand, der sich wie die Dachorganisation Ditib als religiöser Vertreter der türkischen Muslime sieht, reagierte gereizt. „Selbstverständlich würde eine solche Lesung in einer Moschee die religiösen Gefühle der Muslime verletzen", betonen die Ditib-Vertreter und spielen Wallraff den Ball zu. Der linke Autor besteht auf seinem Ansinnen. In einem interkulturellen Zentrum, welches mit der Moschee entsteht, sollte die Auseinandersetzung auch mit islamkritischen Werken möglich sein. Wallraff will nun nach Ankara reisen, um mit der Chefetage im Amt für religiöse Angelegenheiten über die Lesung zu diskutieren. Er ebnet den Weg zum nächsten Thema – öffentlichkeitswirksam. Obwohl der deutsche Ableger und verlängerte Arm der dem türkischen Staat unterstehenden Religionsbehörde stets bemüht ist, die administrative Bindung an Ankara nicht in die Öffentlichkeit zu tragen, gibt Sprecherin Ikbal Kilic zu, daß die Entscheidung gegen den Wallraff-Plan nicht in Köln getroffen wurde. Doch Wallraff scheint es längst nicht mehr allein um eine Buchlesung zur kulturellen Bereicherung von Migranten zu gehen. Wallraff will wieder einmal in die Höhle des Löwen und Schlagzeilen machen.

Nach seinen Recherchen gebe es viele Muslime, die einen offenen Islam befürworten, und auch neugierig auf Rushdis Satanische Verse seien. Hardliner verhindern das, aber um herauszufinden, wo diese auszumachen sind, müßte Wallraff in gewohnter Art verdeckt arbeiten.

Und so plaudert Wallraff im österreichischen „Standard" aus, daß er sich gut vorstellen könne, als Konvertit getarnt in Koranschulen zu recherchieren. Wallraffs Absicht wird klar: Ein bißchen Medienrummel im Vorfeld kann nicht schaden.

Selbstenthüllungen auch bei der Ditib: Daß die Diskussion um das Thema Interkultureller Dialog mit den Ditib-Muslimen nur Schall und Rauch sein kann, offenbart der Versprecher von Pressesprecherin Ikbal Kilic, man habe in der Vergangenheit schon literarische Veranstaltungen durchgeführt und plane dies auch für die Zukunft. Allerdings stünden im Interkulturellen Begegnungszentrum bei der Ditib eher islamische Themen auf dem Programm. Großes Interesse habe eine Lesung aus Werken des Begründers des islamischen Sufi-Ordens Mevlana hervorgerufen. Deutsche und internationale Themen seien eher nicht in Planung, das würde die muslimische Gemeinde nicht interessieren. Damit hat auch die Ditib wieder einmal mehr bestätigt, daß es ihr nicht um die Integration und den interkulturellen Dialog mit dem Gastland geht, vielmehr wird indoktriniert und türkische Staatsideologie und Religion unter in Deutschland lebenden Muslimen gesät. Daß sich die Ditib mit dem Thema Mevlana beschäftigt, wundert auch nicht, da die einst verbotenen Sufi-Orden unter der Regierung von Recep Tayip Erdogan eine Konjunktur erleben.

Somit hat Günter Wallraff mit seinem medienwirksamen Kleinkrieg zum Zwecke der Eigenwerbung eines erreicht: In den hitzigen Wortgefechten kommt so manche ungewollte Enthüllung zu Tage, die Diskussionen um die Dialogbereitschaft von Ditib und ein gemeinsames Annähern an verschiedene Kulturen ad absurdum führen.

MELDUNGEN

Teilung Belgiens droht

Brüssel – Seit nun drei Monaten befindet sich Belgien in einer politischen Krise. Immer noch hat das Land keine neue Regierung, da sich Christdemokraten und Liberale vor allem über die Forderung nach mehr Autonomie für die einzelnen Regionen nicht einigen können. Bereits im August hatte Wahlsieger Yves Leterme sein Mandat zur Regierungsbildung zurückgegeben, da er keine Chance auf Einigung erkennen konnte. Nun hat König Albert II. den flämischen Christdemokraten erneut mit der Aufgabe der Regierungsbildung betraut, da nach über einem Monat Geheimverhandlungen der bisherige Chefvermittler Herman van Rompuy erste Annäherungen zu erkennen vermeint. Eine Einigung ist notwendig, da sonst ernsthaft die Teilung des Landes droht. Belgische Medien sprachen schon von der Aufspaltung eines niederländischsprachigen Nordteiles und eines französischsprachigen Südteils.

Italien droht Abspaltung

Rom – In Italien sorgt derzeit die aktuelle Forderung des Chefs der rechtspopulistischen Oppositionspartei Lega Nord, Umberto Bossi, für Wirbel. Bossi rief zum „Befreiungskampf des Nordens“ auf. Die zehn Millionen Lombarden und zehn Millionen Bewohner des Veneto sollten sich abspalten. Der reiche Norden hätte es nicht nötig, fremdbestimmt zu werden.

Annäherung an Nordkorea

Pjönjang – Offiziell befinden sich Nord- und Südkorea seit 1953 noch im Kriegszustand, trotzdem kam es vergangene Woche zum zweiten innerkoreanischen Gipfel. Südkoreas Präsident Roh Moo-hyan besuchte den nordkoreanischen Machthaber Kim Jong-il, der mit seinem Atomprogramm die Welt in Atem hält. Neben dem Hauptthema Frieden stand auch wirtschaftliche Zusammenarbeit auf dem Plan des Südkoreaners, der den von aller Welt als mehr als nur „sonderlich“ beurteilten Tyrannen Kim Jong-il als Gesprächspartner ernstzunehmen beabsichtigte.

Ukraine bleibt gespalten

Doch die Wähler sehen sich immer weniger als »Russen« oder »Europäer«

Von WOLF OSCHLIES

Am 30. September waren 37 Millionen Ukrainer zur Wahlurne gerufen – zum vierten Mal binnen drei Jahren. Ende 2004 hatte es zwei turbulente Runden der Präsidentenwahl gegeben, im März 2006 waren die 450 Parlamentarier der „Verchovna Rada“, des ukrainischen Parlaments, gekürt worden. Erstmalig sollte deren Mandat fünf Jahre währen, aber binnen weniger Monate entstand eine so umfassende politische Krise, daß vorgezogene Neuwahlen nötig wurden, die ersten seit der Unabhängigkeit 1991.

Die jetzige Wahl des sechsten Parlaments stand im Zeichen ukrainischer Wahlmüdigkeit: 57 Prozent Beteiligung, sieben Prozent weniger als 2006, aber sieben Prozent über der Rate, die das Gesetz für die Gültigkeit jeder Wahl vorschreibt. Die Ukraine benötigt ökonomische Prosperität, Demokratie und politische Stabilität, was sie bislang bestenfalls halb bekam. Die Wirtschaft nimmt sich passabel aus (Wachstum 2007 über sieben Prozent, fünf Milliarden Euro ausländische Investitionen), aber die Auslandsverschuldung wuchs auf über 65 Milliarden Dollar, und laut Weltbank steht die Ukraine hinsichtlich ihrer Fähigkeit zur Marktwirtschaft nur auf Platz 139 von 178 Ländern. Ähnlich ist es um die ukrainische Demokratie bestellt. Sie wird vor allem von Präsident Viktor Juschtschenko, dem Heros der „Orangenen Revolution“ von 2004 (dem Sturz des diktatorischen Regimes von Präsident Kutschma) verkörpert, aber eine konfuse Verfassung macht vieles zunichte, da sie dem Land eine unpraktikable Mixtur aus parlamentarischer und präsidialer Herrschaft verordnete. Und politische Stabilität fehlte bislang, weil das Land in den „russischen“ Osten und den „polnischen“ Westen geteilt ist. Dazu kommt noch die Krim, seit 1952 Teil der Ukraine, seit 1992 mit Autonomiestatus.

Nach Ansicht ukrainischer Politologen haben diese Umstände ganz direkte politische Auswirkungen. Die Wirtschaftserfolge der Ukraine sind kaum mehr als Brocken, gefallen vom Tisch der superreichen Oligarchen, die in der relativ „kleinen“ Ökonomie des Landes – fünfmal geringer als die Rußlands – enorme Reichtümer angehäuft haben. Vermutlich dürfen sie diese behalten, sofern sie im eigenen Interesse dem internationalen Drängen auf Rechtssicherheit nachkommen. Dazu bauten ihnen heimische Politiker „goldene Brücken“, was die Revision oder Legitimierung früherer dubioser „Privatisierungen“ angeht. Diese gewissermaßen marktwirtschaftliche Amnestie freut den ostukrainischen „Paten“ Rinat Achmetov, ein islamischer Tatare, dessen Vermögen auf 19 Milliarden Dollar geschätzt wird. 350 von seiner Art hatten sich mit Parlamentssitzen abgesichert, wo sie eine bis zur Unangreifbarkeit reichende Immunität schützte. Aller Voraussicht nach wird ihre „Fraktion“ im neuen Parlament kaum kleiner werden, zumal sie den Wahlkampf vom September 2007 mit rund 500 Millionen Dollar finanziert haben. Da die Oligarchen, in Ermanglung einer konsistenten Wirtschaftspolitik der Regierung, immer größere Teile ihrer Riesenvermögen, die sie momentan durch milliardenschwere Fusionen mit russischen Unternehmen vermehren, gemeinnützig ausgeben, ist man mit dem Ertrag zufrieden, etwa damit, daß die Ukraine seit zwei Jahren eine positive Migrationsbilanz hat, während Rußland dem Verlust von 30 000 hochqualifizierten Fachleuten ans Ausland nachtrauert.

Die Ukraine ist ein „Paradox“, sagen ukrainische Kenner, wo sich disparate Aktionen, Ideologien, Gruppen doch irgendwie zusammenfügen. Das ukrainische Wahlgesetz setzt vor den Einzug ins Parlament eine Drei-Prozent-Hürde, die 2006 fünf Gruppen überstiegen, von denen drei die Regierung bildeten: Die Partei der Regionen (PR) unter Premier Viktor Janukowitsch (186 Sitze), die Kommunistische Partei der Ukraine (KPU) unter Petr Simonenko (21 Sitze) und die Sozialistische Partei (SP) unter Parlamentspräsident Aleksandr Moros (33 Sitze). Ihnen standen die beiden Blöcke gegenüber, die 2004 die „Orangene Revolution“ anführten: Der „Block Julia Timoschenko“ (BJuT, 129 Sitze) und der „Block Unsere Ukraine“ (NU) von Präsident Juschtschenko (81 Sitze). Im Juli fusionierte NU mit der „Nationalen Selbstverteidigung“ (NS) und trat fortan als NUNS auf.

Das aktuelle Wahlergebnis: PR – 33,72 Prozent, BJuT – 31,11 Prozent, NUNS – 14,45 Prozent, KPU – 5,23 Prozent, „Block Litwin“ – 3,99 Prozent, Sozialisten – 2,99 Prozent. Am Wahlabend hatte Präsident Juschtschenko böse Worte an „Saboteure“ im Süden und Osten gerichtet, „die darauf rechnen, mittels Manipulationen ins Parlament zu gelangen“. Und er forderte die Ordnungshüter auf, hier nachzuforschen, „damit Wahlfälscher bestraft werden“. Dennoch war am 1. Oktober früh klar: Die bisherige Regierungskoalition ist gescheitert, der „Orangene Block“ (BJuT-NUNS) kann die „demokratische Koalition“ bilden, die Timoschenko und Juschtschenko im Februar verabredeten und im Wahlkampf als „einzige Alternative“ herausstellten. Dazu könnte die „Nationalpartei“ des ehemaligen Parlamentspräsidenten Vladimir Litwin beitragen: Dieser erfahrene Politiker wird in allen Lagern respektiert und wird als vermutlich neuer Parlamentspräsident ein neutraler Vermittler sein.

Jetzt sind die Programme der Parteien gefragt. Wenn Rußlands einflußreichster Tycoon Boris Beresowski recht hat, sind Janukowitsch und PR abgeschrieben – als regionale Partei, die den Rückhal regionaler Oligarchen verlor und darum in die Krise gerät. Kommunisten und Sozialisten gelten als Repräsentanten eines überalterten, ungebildeten Wählerschicht, die „sowjet-nostalgisch“ alten Ideologien und Herrschaftstechniken anhängt. Als „westorientiert“ und „europäisch“ gelten die Blöcke von Juschtschenko und Julia Timoschenko, was bei letzterer fraglich ist. Zwar hat sie mit dem „Ukrainischen Durchbruch“ ein voluminöses Programm vorgelegt, das aber wenig überzeugend war und unerfüllbar ist: Versprochene hohe Sozialleistungen sind unbezahlbar, Bekenntnisse zu EU und Nato vertragen sich nicht Rücksichten auf Industrie, Bergbau und Rüstung im Osten, wo Julia Timoschenko die überraschenden Zusatzstimmen einstrich, die ihren Sieg besiegelten. Im übrigen sind EU und Nato, „Russisch als zweite Staatssprache“, „Föderalisierung der Ukraine“ Themen von gestern, die heute kaum noch bewegen – wie der „Europäer“ Juschtschenko und der „Russe“ Janukowitsch schmerzhaft erfahren mußten.



Juschtschenko von Timoschenkos Gnaden: Ihr Charme überzeugte zahlreiche Wähler. Foto: AP

»Nicht weit vom Führer entfernt«

Polen diffamieren Stauffenberg und machen ihn zum Anti-Helden

Von JOACHIM GÖRLICH

Nachdem sich die antideutsche Warschauer Postille „Wprost“, das Organ der meisten Nationalisten zwischen Bug und Oder, der Reihe nach mit der BdV-Präsidentin Erika Steinbach und der Bundeskanzlerin Angela Merkel im Schmuddelergüssen befaßt hat, ist nun Hitler-Attentäter Oberst Claus Schenk Graf v. Stauffenberg an der Reihe.

An der Weichsel vermuten die Auguren, daß nun bald der „Deutsche Papst“, Benedikt XVI, in die Schußlinie geraten wird. Man vermutet ferner, daß ungewollt die Vorlage von Grass und Hildebrandt gekommen sei. Erster will ja als gefangener SSler Karten mit dem späteren Pontifex gedroschen haben, ergo im selben Lager gewesen sein. Zweiter meinte, daß man vielleicht auch den jungen Ratzinger gegen seinen Willen als NSDAP-Mitglied geführt habe.

Wie dem auch sei: In „Wprost“, zu deutsch „Direkt“, heißt es: „Der Urheber des Attentats gegen Hitler hatte Anschauungen, die nicht weit vom Gedankengut des Führers entfernt waren.“ Die Memoiren des Obersten seien genauso verlogen wie die von Albert Speer. Im Christentum habe Stauffenberg – wie Hitler – „nichts Kreatives gesehen“. Er habe mit seinem Bruder unter dem Einfluß von Stefan George gestanden, wie in den 20er Jahren Joseph Goebbels. So eine Art von heidnischer Nationalist sei dieser Claus von Stauffenberg gewesen.

Polen und Juden habe er verachtet. Und daß er als junger Offizier im polnischen Wielun einen Feldwebel vors Feldgericht stellen ließ, weil dieser zwei Polinnen erschießen ließ, dafür habe der deutsche „Experte für Wehrmachtsverbrechen“, Jochen Böhler, keinen Beweis gefunden.

Überhaupt: Stauffenberg, der heute wie ein Held vergöttert werde, sei nicht auf Befehl der Nazis festgenommen und erschossen worden, sondern auf Befehl eines Mitattentäters, General Friedrich Fromm.

Die deutsche Linke rechnet, vermutlich absichtlich, „Wprost“ dem nationalkonservativen Lager zu. Dagegen spricht allein schon die Aufmachung des Magazins, die dem des „Spiegels“ ähnlich ist. Chefredakteur ist der smarte letzte KP-Chef Polens, Marek Król, der auch für die Medienpolitik der Partei verantwortlich war. Zwar gibt es die KP nicht mehr, aber immerhin befinden sich noch 80 Prozent der polnischen Print-Medien in postkommunistischer Hand.

Zuerst gab sich das Magazin einen europäisch-liberalen Anstrich, um als Vorbote der Kaczynski-Ära dann auf antideutschen Nationalismus umzuschalten. Wobei die erste „Feuerprobe“ dieser Richtung die Ausgabe mit dem Titelbild mit der BdV-Präsidentin Erika Steinbach war! In der Galamontur eines SS-Offiziers.

Nun mehrten sich unter den Mitarbeitern jene, die zwar nicht unbedingt Ex-KP-Mitglieder waren, aber fast ausschließlich Absolventen rot-journalistischer Uni- und Hochschulfakultäten. Die antideutsche Front wurde bald angeführt durch Krystyna Grzybowska. In „Wprost“ wurden bei ihr bald die „bösen Deutschen“ und „die Steinbach“ zum Leib- und Magenthema. Aber schon während ihrer Zeit, als sie noch Zuflucht im Rheinland fand, machte sie in den polnischen Exilmedien durch ätzende Artikel gegen die Vertriebenen und deren politisches Umfeld aufmerksam.

Bloß keine Zahlen

Kosovo verschleppt Volkszählung

Das Statistikamt des Kosovo (ESK) kündigte an, Ende Oktober könne eine Volkszählung im Kosovo stattfinden. Im selben Atemzug gab es jedoch zu verstehen, daß daraus nichts würde: Wegen der Finanzierung der Volkszählung müßte diese „sechs Monate zuvor“ angekündigt werden.

Seit 2003 besteht ein Gesetz, das die Kosovo-Behörden auf eine Volkszählung verpflichtet, die dutzendfach angekündigt, bisher aber nie abgehalten wurde – und es auch vorerst nicht wird. Noch im Mai 2007 haben Eurostat, UNMIK und andere massiven Druck auf die Kosovaren ausgeübt, was vergeblich war: Nach wie vor weiß die Regierung nicht, wie viele Menschen im Kosovo leben – die „Schätzungen“ reichen von 1,7 bis 2,1 Millionen –, und in Ermanglung elementarer Daten ist auf eine konkrete Politik im Kosovo nicht zu hoffen. Die Frage geht nach den Motiven kosovarischer Verweigerung, und die Antworten liegen auf der Hand: Die UCK-dominierten Machtstrukturen des Kosovo fürchten die Aufdeckung ihrer Lügen. Sie wollen den Zustrom von Hunderttausenden „Plünder-Touristen“ aus Albanien verheimlichen, sie wollen eigene Verbrechen vertuschen, vor allem die Vertreibung von zirka 300 000 und die Ermordung von rund 2000 Nicht-Albanern, und sie wollen sich die Zuwendungen des Westens für angeblich „traumatisierte Albaner“ bewahren. Ganz zu schweigen von der Aufdekkung elementarer Betrügereien: Der Etat der Kosovo-Regierung für ihre Luxus-Wagen ist höher als der Etat für die Rückkehr von nichtalbanischen Flüchtlingen – was verständlich ist, da angesichts kosovarischer Mordbereitschaft diese Rückkehr ohnehin nicht stattfindet. *Wolf Oschlies*

Sie wollen doch nur Frieden

In Burma herrscht Verzweiflung – Militärjunta greift hart durch

Von ALBRECHT ROTHACHER

Von im Wasser treibenden toten Mönchen und Massenverhaftungen ist die Rede. Wie schon 1988 scheint der Militärjunta von General Than Shwe die Niederschlagung der friedlichen Massendemonstrationen zu gelingen. Die Klöster der Hauptstadt Rangun sind abgeriegelt. Nächtliche Ausgangssperren wurden verhängt. Die meisten Telefon- und Internetverbindungen sind gekappt. Razzien und Verwüstungen der Klöster sind an der Tagesordnung. Die Zahl der Todesopfer geht in die Dutzende. Wahrscheinlich wird sie noch auf ein Vielfaches steigen, wenn wie angedroht, vom Militär mit den Rädelsführern abgerechnet wird. Beim Studentenaufstand von 1988 gab es mindestens 3000 Opfer.

Die hemmungslose Brutalität des Militärs ist in einem so friedlichen und freundlichen Volk wie den Burmesen ebenso erschreckend wie befremdlich. Burmas 400 000-Mann-Armee führt seit vier Jahrzehnten einen gnadenlosen Krieg gegen die Minderheitenvölker des Ostens, die Karen, Shan und Kachin, die in den Bergländern an den Grenzen zu Thailand, Laos und China leben, und gegen die Arakan im Westen. Besonders brutal geht das Militär dabei gegen die meist christlichen Karen vor, die zur Kolonialzeit mit den Briten paktiert hatten. Die langen Jahre des Bürgerkriegs haben das Heer brutalisiert, zumal die Soldaten schon als Jugendliche rekrutiert und von ihren korrupten Offizieren selten entlohnt, sondern zum Plündern auf Beutezug geschickt werden.

Nach in den 50er Jahren war Burma noch eines der reichsten und vielversprechendsten Länder Südostasiens. Nach seinem Putsch führte General Ne Win in den 60er Jahren jedoch eine Politik des nationalen Sozialismus durch. Er verstaatlichte die Wirtschaft, unterband den Außenhandel und setzte auf nationale Autarkie. Nach seinem Abtritt 1988 durch einen neuerlichen Generalsputsch wurden Auslandsinvestitionen zur Erschließung der reichen Gas- und Edelsteinvorkommen (Gold und Jade) sowie zum Abholzen der Tropenhölzer zwar ins Land gelassen, doch mußten die Generäle bei allen Geschäften gewinnbringend beteiligt werden. Ihre protzigen Villen und Luxuswagen fallen jedem Besucher sofort ins Auge, zumal im Rest des verarmten Landes die Zeit stillzustehen scheint. Auch wird die Hälfte des Staatshaushaltes für die Armee, Gehälter und Waffenimporte aus China, Indien und Israel verwendet, und der Rest für Prestigeobjekte verpulvert, wie für den Import eines russischen Nuklearreaktors und den 300 Millionen US-Dollar teuren Bau einer neuen Hauptstadt, einer einstigen Holzfällersiedlung, die in Naypyidaw („Stadt der Könige“) umgetauft wurde und die in sicherer Entfernung vor der Millionenbevölkerung des unruhigen Rangun im Landesinneren liegt. Immerhin verfügt jene Geisterstadt schon über vier Golfplätze.

Derweil ist Burma mit 250 US-Dollar pro Kopf mit Abstand eines der ärmsten Länder Südostasiens. Unterernährung und eine fehlende Gesundheitsversorgung haben zu einer extrem hohen Kindersterblichkeit geführt. In den Bergregionen ist der Reis unerschwinglich geworden.

Soziale Dienste, Kranken- und Waisenhäuser sowie ein geregelter Schulbetrieb werden eigentlich nur von den Klöstern und ihren Mönchen geleistet. Sie sind damit nicht nur spirituelle Zentren, die für das nächste Leben der Buddhisten vorbereiten, sondern erbringen nötige soziale Dienste.

Auf die Repression und die massenhaften Menschenrechtsverletzungen des Militärs reagierten EU und USA schon vor geraumer Zeit mit Sanktionen. Dazu zählen Einreiseverbote für Regierungsmitglieder und ihre Familien, eingefrorene Konten und ein Rüstungsembargo. Da China, Indien, Rußland und die Länder Südostasiens weiter mit Burma, das die Militärs 1989 in Myanmar umbenannten, unbeschwert handeln, laufen die Sanktionen jedoch ins Leere. Und obwohl sie offenkundig bislang nichts gefruchtet haben, sollen sie nun ohne Aussicht auf Erfolg verschärft werden.

China ist die Hauptstütze der Junta, die einen abhängigen Klientelstatus wie die Regime von Nordkorea und Laos besitzt. Peking locken die Bodenschätze und der Zugang zum Indischen Ozean. China baut im Norden Burmas mit Kyau Phyu einen Tiefseehafen am Golf von Bengalen aus. Von dort soll mit einer 2000 Kilometer langen Pipeline das Öl aus Arabien direkt nach Südchina gepumpt werden. Die amerikanische Marine wird damit nicht länger in der Lage sein, in der Straße von Malakka China den Ölhahn abdrehen zu können. Im Namen der „Nichteinmischung“ blockierte es im UN-Sicherheitsrat eine Resolution, die im Januar zu Demokratie und Menschenrechtsschutz in Burma aufrief, sowie in der Vorwoche – zusammen mit den russischen Freunden – eine Resolution, die das Vorgehen des Militärs verurteilte. Damit ist ein Vorgehen der Vereinten Nationen unmöglich geworden.

Die linke Junta verfügt zudem über fröhlich sprudelnde Einkünfte aus Erdgasfeldern, die europäische, amerikanische, chinesische, koreanische und indische Konzerne vor der Meeresküste erschließen und erschlossen haben. So liefert das von Total erschlossene Yadama-Erdgasfeld per Pipeline nach Bangkok ein Viertel des thailändischen Energiebedarfs. Aus den Erträgen bezahlen die Franzosen alljährlich 450 Millionen US-Dollar an den burmesischen Staatshaushalt.

Statt zahnloser Sanktionen, die als symbolische Ersatzhandlungen vorhersehbar ins Leere laufen, und anstatt an China zu appellieren, die Niederschlagung einer Demokratiebewegung zu verurteilen, die es im eigenen Land 1989 selber massakriert hat, könnte der Westen sich durchaus zu einem dominanteren Auftreten aufraffen. So könnte die im Indischen Ozean kreuzende US-Flotte, die an ihren protzigen Villen in Rangun und Naypyidaw unschwer erkennbare Generalität ohne größere Probleme ausheben. Im Gegensatz zum Irak wäre ihr der Jubel des geknechteten burmesischen Volkes sicher. Das Land würde nicht ins Chaos stürzen, denn es stünde in Gestalt der 1990 in einem Erdrutschsieg gewählten Nationalen Liga für Demokratie der seit 14 Jahren unter Hausarrest stehenden Nobelpreisträgerin Aung San Sun Kyi und ihres Exil-Premiers Sein Win eine legitime alternative Regierung bereit, die sich auf die Zustimmung der Bevölkerung, Minderheiten und Klöster stützen könnte.




Mönche demonstrieren für Freiheit: Das Militär zögerte nur kurz, bevor es die Demonstranten verhaftete. Foto: AFP

MELDUNGEN

Militär bricht Schweigen

Istanbul – Das verdächtige Schweigen der türkischen Armeespitze nach der Wahl von Ex-Außenminister Adullah Gül zum Staatspräsidenten hat ein Ende. In einer Rede vor Kadetten der Istanbuler Militärakademie hat der türkische Generalstabschef Yasar Büyükanit vor systematischen Angriffen aus dem In- und Ausland gewarnt. „Unser teilweises Schweigen hat Grenzen“, so Büyükanit. Obwohl der General keine konkrete Adresse für seine Warnung nannte, ist klar, daß die Armeespitze es ernst meint und Erdogan zur Ordnung ruft. Erdogan und seine Partei AKP treiben die EU-Beitrittsbemühungen voran, doch das geht der Armeespitze zu schnell. Besonders die Änderung oder Abschaffung des vom Westen kritisierten Strafrechtsparagraphen 301, der die Beleidigung des Türkentums unter Strafe stellt, ist den Militärs ein Dorn im Auge. Die islamische Regierung unter Führung der religiösen Partei treibt Verfassungsänderungen voran. Vom Fall des Kopftuchverbots an staatlichen Einrichtungen und Universitäten ist seit geraumer Zeit die Rede. „Keine Macht kann den säkularen Aufbau der Türkei ändern, keine Macht ist dazu stark genug“, so die Worte von Büyükanit. Das Damoklesschwert Putsch schwebt erneut über der Türkei.

Befreite Überstunden

Paris – Ab sofort sind in Frankreich Überstunden für den Arbeitgeber von den Sozialabgaben und für den Arbeitnehmer von der Einkommenssteuer befreit. Diese Maßnahme kostet die Sarkozy-Regierung rund sechs Milliarden Euro. Offiziell will der französische Präsident so den Konsum ankurbeln, inoffiziell will er die im Jahr 2000 von den Sozialisten gesetzlich eingeführte 35-Stunden-Woche so abschaffen. Doch die Kritik erwischt Sarkozy hart. Die Opposition fürchtet, daß Arbeitgeber jetzt auf die Einstellung neuen Personals verzichten. Außerdem seien die Maßnahmen äußerst kostspielig, ohne daß der Nutzen gesichert sei. Gewerkschaften befürchten, daß Arbeitgeber so nötige Lohnerhöhungen umgehen.

Test für den Angriff auf den Iran?

Ein israelisch-syrischer Luftzwischenfall gibt Rätsel auf

Von R. G. KERSCHHOFER

Der „Zwischenfall“ vom 6. September, in den offenbar nicht nur Israel und Syrien verwickelt sind, sorgt weiter für Spekulationen. Fest steht, daß israelische Kampfbomber noch vor Morgengrauen von Norden, also über die Türkei, in den syrischen Luftraum eindrangen. Syrien meldete dies erst am Nachmittag: Die syrische Luftabwehr habe die Flugzeuge „vertrieben“, die auf der Flucht „Munition abgeworfen“ hätten. Und auf türkischem Gebiet wurden abgeworfene Langstrecken-Zusatztanks gefunden.

Das offizielle Israel lehnt jeden Kommentar ab. Doch bestätigt wurde die „Operation Obstgarten“ – so der durchgesickerte Deckname – von amerikanischer und britischer Seite. Und am 19. September prahlte der Oppositionspolitiker und Likud-Chef Netanjahu, daß er den Angriff „mitbeschlossen“ habe. Die israelischen Medien dürfen wegen der Militär-Zensur nicht mitteilen, was sie (mit Sicherheit) wissen. Aber sie dürfen ausländische Medien zitieren – und die zitieren israelische Quellen, die man „nicht namentlich erwähnen“ dürfe. So ist zugleich auch der gezielten Desinformation Tür und Tor geöffnet.

Kurz zur Vorgeschichte: Noch in der Amtszeit von Bill Clinton kam es zu geheimen syrisch-israelischen Friedensverhandlungen, die schon sehr weit gediehen waren. Dabei ging es primär um die Rückgabe der 1967 von Israel besetzten und 1981 annektierten Golan-Höhen. Doch 2001, mit Amtsantritt von George Bush und Ariel Scharon, brachen die Gespräche ab. Während der Libanon-Invasion 2006 forderten Kreise um US-Vizepräsident Cheney Israel sogar auf, auch Syrien anzugreifen („Christian Science Monitor“ vom 6. August 2006).

Die israelischen Verstärkungen und Großmanöver im Grenzgebiet im Sommer 2007 veranlaßten auch Syrien zu Truppenverstärkungen. Am 14. August warnte Ministerpräsident Olmert die israelischen Militärs davor, daß Syrien die israelischen Absichten mißverstehen könnte, was zum Krieg führen könnte. Und am 30. August zitierte die „Jerusalem Post“ General Amos Gilad, der Rußland beschuldigte, die Spannungen zwischen den beiden Ländern zu schüren. Vielleicht eine Schlüsselaussage.

Im britischen „Guardian“ vom 16. September wird unter Berufung auf türkische Quellen berichtet, daß an der Operation acht Maschinen vom Typ F-15i und F-16i beteiligt waren, in großer Höhe begleitet von einem Aufklärer. Der weite Umweg über die Türkei ist „logisch“, denn die syrische Abwehr ist im Westen konzentriert, und Flüge nördlich der Grenze sind wegen der nahen US-Basis Incirlik für syrisches Radar unverdächtige Routine. Bemerkenswert, daß die Türkei von Israel zunächst „Aufklärung“ forderte, bald aber davon abkam. Ein Indiz dafür, daß die türkische Armee, nicht aber die Regierung informiert war.

Was aber war der Zweck der Aktion? Laut einer von US-Medien verbreiteten These habe der Angriff syrischen „Nuklear-Einrichtungen“ gegolten. Schon im Frühjahr habe sich der Geheimdienst „besorgt“ gezeigt, und kürzlich sei nordkoreanisches Nuklear-Material an Syrien geliefert worden. Nur warum sollte das wirtschaftlich schwache und exponierte Syrien ein Nuklear-Programm riskieren? Erinnert allzusehr an die Lügen vor dem Irak-Krieg.

Eine zweite These lautet, der Angriff habe syrischen Fabriken für Raketen oder für „nicht-konventionelle“ Waffen gegolten. Beweise dafür werden keine erbracht.

Plausibler scheint die dritte These: Israel habe den Nachschub von iranischen oder nordkoreanischen Raketen für die libanesische Hisbollah treffen wollen. Dem widerspricht, daß der Ort, wo Syrien auf die Flugzeuge schoß, nahe der Türkei etwa in der Mitte der über 600 Kilometer langen Grenze liegt. Und der Ort, den die Israelis angeblich angriffen, liegt noch weiter östlich am Euphrat. Warum sollte Material, das nur vom Mittelmeer nach Syrien gelangen kann, über einen so weiten Umweg in den Libanon geschickt werden?

Eine vierte These hat mit Rußland zu tun, das den Syrern die neueste Version des Abwehrsystems Panzir („Harnisch“) verkaufte. Davon soll ein Teil weiter an den Iran geliefert werden – was die Beteiligten bestreiten. Israel könnte die Effektivität des Systems getestet haben, mit dem gegebenenfalls auch die USA rechnen müßten. Dem steht entgegen, daß das System wahrscheinlich noch gar nicht einsatzbereit ist.

Eine fünfte These, welche die vierte einschließt, spricht von einem Test für einen israelischen „Präventivschlag“ gegen den Iran, dessen Westgrenze vom östlichsten Zipfel Syriens nur 200 Kilometer entfernt ist. Das würde zum „Cheney-Plan“ passen, über den „Newsweek“ vor zwei Wochen unter Berufung auf David Wurmser berichtete, der im August aus dem Amt geschiedenen Nahost-Berater des Vizepräsidenten: Demnach solle Israel den Iran durch einen Angriff zu einem Vergeltungsschlag gegen US-Einrichtungen provozieren, was den USA endlich einen echten Grund für einen Angriff liefern würde.

Auffällig ist, daß Syrien zwar bei der Uno protestierte, aber nicht den Sicherheitsrat anrief. Auch die Reaktion der Arabischen Liga fiel einigermaßen verhalten aus. Beides sehen Vertreter der ersten drei Thesen als Bestätigung: Syrien habe ein schlechtes Gewissen. Syrien und Rußland haben allerdings auch höchstes Interesse daran, Aussagen zu vermeiden, die Rückschlüsse auf das Panzir-System zulassen. Und die anderen Araber sind auf Syrien wegen seiner Anlehnung an den Iran nicht gut zu sprechen.

»Auf ein Wort«



Nach 200 Jahren – Wieder Zeit für Preußische Reformen

Von Jörg Schönbohm



Preußens dunkelstes Jahr wurde gleichzeitig zum Geburtsjahr der Reformen: 1807 verhandelten Napoleon I. und Zar Alexander I. von Rußland in Tilsit ohne Preußen. Foto: BpK

Aus dem Hauptgrundsatze, daß die natürliche Freiheit nicht weiter beschränkt werden müsse, als es die Notwendigkeit erfordert, folgt schon die möglichste Herstellung des freien Gebrauchs der Kräfte der Staatsbürger aller Klassen."

Diese Zeilen aus der Feder Karl von Hardenbergs sind beispielhaft für seine Vorstellungen einer modernen Gesellschaft. Sie stammen aus seiner Rigaer Denkschrift, die er am 12. September 1807 abschloß.

Seine Abhandlung verfaßte Hardenberg nur mit einer Handvoll Mitstreiter. Nach der Niederlage gegen Napoleon hatte er sich auf königlichen Befehl nach Riga zurückgezogen und an der Schrift gearbeitet. Sie wurde die Grundlage für die grundlegende Neuordnung des preußischen Staates, ja der preußischen Gesellschaft insgesamt, die als „Preußische Reformen" in die Geschichte einging.

Das Königreich Preußen befand sich damals in katastrophaler Lage: Die militärische Niederlage gegen Napoleon war vernichtend gewesen, Preußen war besetzt, der Bestand des Königreiches überhaupt nur mit Mühe (und durch russische Intervention) erhalten worden.

Zugleich fanden die Ideen der Aufklärung auch in Preußen zunehmend Zuspruch, die Unruhe im Volk stieg. Die Preußischen Reformen entsprangen deshalb nicht nur staatsmännischer Einsicht, sondern auch dem Bestreben, einen revolutionären Umsturz zu verhindern. Sie entwickelten sich jedoch zu einem beispiellosen gesellschaftlichen Modernisierungsprogramm, das den rasanten Wiederaufstieg Preußens im 19. Jahrhundert begründete und als Vorbild für viele andere deutsche Länder diente.

Preußen konnte sich jedoch nur deshalb aus der Asche der Niederlage erheben, weil in Potsdam bereits in der Generation zuvor, unter Friedrich dem Großen, eine Kultur geistiger Freiheit gepflegt worden war. Manches Vorhaben, etwa die Aufhebung der Leibeigenschaft, war zu jenem Zeitpunkt jedoch noch nicht vollständig durchsetzbar. Die Niederlage gegen Napoleon wirkte nun wie ein Katalysator und ermöglichte erst die Katharsis der Preußischen Reformen.

Im Juli 1807 trat Karl vom Stein erneut in die preußische Regierung ein, schon wenig später wurden die Vorstellungen von Hardenbergs und vom Steins in konkrete Politik gegossen: Am 9. Oktober 1807, vor genau 200 Jahren, begannen die Preußischen Reformen mit dem sogenannten Oktoberedikt, das revolutionäre Neuerungen einführte. Unter anderem hob es die Erbuntertänigkeit in ganz Preußen auf, es riß die rechtliche Schranke zwischen Bauern und Bürgertum nieder, ermöglichte jedermann Landbesitz und die freie Berufswahl. Auch das Recht auf freie Eheschließung wurde eingeführt, das Adelsprivileg abgeschafft und der Zugang zum Staatsdienst von Bildungsvoraussetzungen abhängig gemacht – Bildung statt Geburt!

Diese Neuerungen veränderten die preußische Gesellschaft tiefgreifend und schufen für die Menschen vorher undenkbare individuelle Entwicklungsmöglichkeiten. Es folgten vielfältige Reformen: in der Verwaltung, beim Militär, im Bildungsbereich, bei den Steuern und in der Wirtschaftsordnung. Hinzu traten bürgerliche Freiheiten und die weitgehende Gleichstellung der Juden als preußische Bürger.

Alle diese Reformen wurden „von oben" eingeführt, wie bereits unter Friedrich dem Großen. Scheinbar eine preußische Tradition, folgte doch ein halbes Jahrhundert später dem Beispiel vom Steins und von Hardenbergs ein weiterer preußischer Regierungschef: Otto von Bismarck, den der Historiker Lothar Gall gar als „weißen Revolutionär" bezeichnete.

Die Reformer setzten um, was zuvor in Preußen unvorstellbar war. Kern ihrer Reformen war entschlossenes Handeln zugunsten der Freiheit. Ihr radikales Abschlagen alter Zöpfe würde man heute als Bürokratieabbau und Deregulierung bezeichnen. Wesentlicher Bestandteil war neben der kommunalen Selbstverwaltung der Rückbau ständischer Privilegien. Sie hatten erkannt, daß vor allem Bevormundung und Zentralismus der Entfaltung der Fähigkeiten der Menschen im Wege standen.

Dieser Entfaltung bedurfte nicht nur das damalige Preußen, kein Staat kann auf Dauer existieren, wenn er seine Bürger gängelt und bevormundet; der Kollaps des Sozialismus überall auf der Welt geht vor allem auf diese Tatsache zurück. Und: Freiheit und Selbstverantwortung zeichnen auch das christliche Menschenbild aus, das unser Grundgesetz und unsere Gesellschaft prägt.

Wir müssen den Menschen Raum für Eigenverantwortung lassen, auch wenn nicht jeder ihn nutzen wird. Freiheit bedeutet auch, Fehler machen zu können, für die der einzelne zunächst selbst geradestehen muß; erst als letztes Mittel greift die Solidarität der Gemeinschaft.

Es besteht auch in unseren Tagen erheblicher Reformbedarf, in den preußischen Landen und darüber hinaus. Vermutlich besteht in einer sich immer schneller bewegenden Welt andauernd Reformbedarf. Die Zeit der Revolutionen ist vorbei, erst recht derjenigen „von oben", doch tragen auch heute die Regierenden die Pflicht, das Land zu entwickeln.

Entschlossenes Handeln ist wieder nötig, aber auch diesmal nur zugunsten von Freiheit und Eigenverantwortung.

In Brandenburg etwa stehen wir vor vielfältigen Herausforderungen durch den demographischen Wandel. Er wird aber auch Möglichkeiten eröffnen, Räume schaffen, in denen neue Ideen sich entfalten können – wenn wir dies denn zulassen.

Wir müssen den Blick umkehren: nicht von Potsdam ins Land hinein regieren, sondern den Menschen vor Ort die Chance zu eigenen Ideen ermöglichen. 200 Jahre nach der Einführung der kommunalen Selbstverwaltung in Preußen sollten wir uns auf dieses Grundprinzip wieder neu besinnen.

Schon Hardenberg formuliert in seiner Rigaer Denkschrift: „Hindernisse werden sich genug auftürmen, aber sie werden zusammenfallen, wenn man ohne Weitläufigkeit und mit Mut auf sie los geht."

Schloß Tegel wurde privates Museum

Mit der Restaurierung des Antikensaales ist ein Stück des Vermächtnisses Wilhelm von Humboldts wieder erstanden. Das in seiner unveränderten Gestalt und Ausstattung erhaltene Schlößchen in Tegel gilt als erstes Museum in Berlin, in dem Humboldt seine Sammlung zugänglich machte.

Schloß Tegel ist ein von Karl Friedrich Schinkel 1820 bis 1824 umgebautes Herrenhaus aus dem 16. Jahrhundert. Das seit seiner Errichtung in Erbpacht vom Landesherren vergebene Gut ging 1766 an die Familie von Humboldt. 1796 fiel die ganz in der Nähe des Tegeler Sees gelegene Anlage mit Gast-

Schinkel wurde mit dem Umbau des Hauses beauftragt

wirtschaft, Kornmühle, Fischereirecht und Weinbau an Wilhelm von Humboldt (1767–1835). Nach seinem Ausscheiden aus dem preußischen Staatsdienst wegen liberaler Gesinnung 1819 beauftragte er Schinkel mit dem Umbau des elterlichen Hauses.

Schinkel hatte die Aufgabe, angemessene Räume für die Kunstsammlung von Humboldt zu schaffen, an deren Erwerb dessen Frau Caroline einen großen Anteil hatte. Durch eine ununterbrochene, Humboldts Erbe verpflichteten Familientradition ist es seit mehr als 175 Jahren gelungen, die bauliche Substanz und die von Schinkel entworfenen klassizistischen Dekorationen und Ausstattungsdetails, vor allem aber die Sammlung der antiken und klassizistischen Gips- und Marmor-Kunstwerke in ihrer Einheitlichkeit zu bewahren. Bei dem Tegeler Schlößchen handelt es sich um das erste preußische Museum, das bis heute in Privatbesitz ist.

Die Aufteilung der Räume erlaubte eine eindrucksvolle Aufstel-

Der Antikensaal zählt zu den Höhepunkten

lung der Kunstsammlung und zugleich ein kultiviertes Wohnen für die Humboldtsche Familie. Vor allem der einzigartige Antikensaal zählt zu den Höhepunkten im Inneren. Dieser 1824 fertiggestellte Saal ist das eigentliche Museum des Hauses und gilt als Vorläufer für das von Schinkel gebaute und unter Leitung von Humboldt eingerichtete sogenannte Alte Museum am Lustgarten.

Die Abgüsse der Kunstwerke waren wirkungsvoll vor grün marmorisierten Wandfeldern auf grau marmorierten, hölzernen und drehbaren Postamenten mit entsprechendem Seitenlicht aufgestellt. Die Exponate gehörten damals zu den bedeutendsten aus dem Altertum überlieferten Kunstwerken und waren auch interessierten Laien-Besuchern zugänglich.

Die Studiensammlung von Gipsabgüssen enthielt hervorragende römische Marmorkopien nach hellenistischen Vorbildern. Das im Volksmund Humboldtschlößchen genannte Schloß Tegel ist bis heute Abbild eines Geistes geblieben, der sich hier als „Bildung durch Anschauung“ mitteilt.

An der Restaurierung des Antikensaales beteiligte sich auch die Deutsche Stiftung Denkmalschutz (DSD) mit 25 000 Euro. Seit 2005 wird die Arbeit der Stiftung in Berlin von einem Kuratorium unter der Leitung von Georg Friedrich Ferdinand Prinz von Preußen unterstützt. *DSD*

Übers Ohr gehauen

Kunstfälschern auf der Spur oder Wie falsche Chodowiecki-Zeichnungen entlarvt wurden

Von Rüdiger Ruhnau

Vor einem halben Jahrhundert fand in Paris ein „Salon des Faux“, ein Salon der Fälschungen, statt. Unter vielen anderen „getürkten“ Bildern befanden sich allein 63 „Mona Lisas“. Das berühmteste Gemälde der Welt, die echte „Mona Lisa“, ist der Stolz des Pariser Louvre. Gerüchte, daß es sich um eine Kopie handelt, traten nach Presseberichten 1911 auf. Damals wurde das echte Gemälde gestohlen. Um den Verlust zu vertuschen, soll es gegen eine Kopie ausgetauscht worden sein. Tatsächlich ist eine Fälschung der „Frau Lisa“, Gattin des Francesco Giocondo, von Leonardo da Vinci 1505 gemalt, für einen geschickten Kopisten kein Problem. Doch die vielen Besucher des Louvre, die zuerst zu der ständig umlagerten „Mona Lisa“ laufen, können wohl beruhigt sein.

Seit altersher ist versucht worden, die Bilder bekannter Künstler nachzumalen. Das muß nicht unbedingt in betrügerischer Absicht erfolgen. Eine Fälschung liegt aber dann vor, wenn der Kopist die Signatur des Bildes nachmacht, es also nicht als sein eigenes Werk ausgibt. Der niederländische Maler Rembrandt van Rijn ist schon schwieriger zu fälschen. Der frühere Berliner Museumsdirektor Wilhelm von Bode sagte einmal: „Rembrandt hat 700 Bilder gemalt, von denen 3000 erhalten sind.“

Rembrandt van Rijn hat manche seiner wunderbaren Selbstbildnisse von Schülern malen lassen, und diese Bilder sind gewiß nicht als Fälschungen zu bezeichnen. Auch Schülerarbeiten können wahre Meisterwerke sein. Von einst 162 Rembrandt-Zeichnungen des Berliner Kupferstichkabinetts gelten nach neuestem Stand nur noch 55 als eigenhändige Werke Rembrandts.

Mit den großen unsterblichen Meistern ist Daniel Chodowiecki nicht auf eine Stufe zu stellen. Doch der Danziger Peintre-Graveur war der authentische Sittenschilderer seiner Zeit, der Bildchronist preußischer Geschichte, ein Meister des kleinen Formats, von dem zirka 3000 Radierungen und nicht viel weniger Zeichnungen erhalten geblieben sind. Während aber das Gesamtwerk seiner Radierungen genauestens beschrieben ist (W. Engelmann „Daniel Chodowieckis sämtliche Kupferstiche“, Leipzig 1857), geht die Zahl seiner Ölgemälde über vermutlich zwei Dutzend Stück kaum hinaus. Sie sind verstreut in wenigen Museen oder im Privatbesitz. Die Ungewißheit ihres Verbleibs hat eine wissenschaftliche Aufarbeitung bisher verhindert.

Großes Aufsehen erregte das erste öffentliche Bekanntwerden gefälschter Handzeichnungen Chodowieckis im Rahmen einer Ausstellung des Berlin-Museums im Sommer 1969. Das Museum bezog damals ein neues Domizil im ehemaligen Kammergerichtsgebäude. Die Neueröffnung in dem prächtigen Haus, eines der seltenen noch erhaltenen Bauwerke des Berliner Barock, wurde gekrönt durch die erstmalige Zurschaustellung einer Serie von 47 kolorierten Handzeichnungen des aus Danzig stammenden Daniel Chodowiecki (1726–1801). Der bekannte Zeitungsverleger Axel Springer hatte die wertvollen Blätter leihweise aus seiner Sammlung zur Verfügung gestellt, mit Darstellungen aus dem Leben Friedrichs des Großen, Portraits des Preußenkönigs und Abbildungen berühmter Zeitgenossen. Die Leiterin des Museums, Irmgard Wirth, hatte zu dem von Springer spendierten Sonderkatalog eine kunsthistorische Einführung geschrieben, dort heißt es unter anderem: „Die hohe Kunst der genauen, niemals kleinlichen Erfassung und Wiedergabe menschlicher Physiognomien offenbart sich innerhalb dieser Sammlung auch in den Portraits bekannter Persönlichkeiten aus Chodowieckis Zeit. Sie alle sind mit dem gelegentlich fast eleganten Strich seiner Feder knapp und sicher aufs Papier gebracht, wirkungsvoll in ihrer schlichten Wahrhaftigkeit. Sie ist das letzte Geheimnis seiner Kunst.“

Kaum war die Ausstellung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden, erschien im Berliner „Tagesspiegel“ ein Artikel von Heinrich Brauer, ehemaliger Direktor der Berliner Nationalgalerie, in welchem er behauptete, die 47 Zeichnungen von Chodowiecki, die das Berlin-Museum zur Zeit ausstellt, seien allesamt Fälschungen. Der Kunsthistoriker Brauer lieferte auch gleich den Beweis, indem er feststellte, die als echt gepriesenen Handzeichnungen seien nach dem populären Album „Der Alte Fritz in 50 Bildern für Jung und Alt“ von Knötel / Röchling aus dem Jahre 1895, angefertigt worden.

Die Museumsleiterin, aufgeschreckt infolge der angeblichen Fälschungen, stellte umgehend Nachforschungen an. Allein durch bloßen Augenschein waren die Fälschungen als solche nicht nachzuweisen. Fachleute und Museumsexperten hatten die ausgestellten kolorierten Blätter schon als kleine Sensation auf dem Kunstmarkt gefeiert, ja als „Entdeckung einer völlig neuen Seite im Schaffen Chodowieckis“ bezeichnet. Auch hatten mehrere Fachleute ihr „In Ordnung“ gegeben, als Axel Springer die Serie seinerzeit für 80 000 DM erwarb.

Die beanstandeten aquarellierten Zeichnungen sind auf altem, aus der Zeit stammenden, handgeschöpftem Papier gezeichnet. Ihre Beschriftung beziehungsweise Signatur ist völlig identisch mit anderen Schriftproben Chodowieckis. Die Blätter, sämtlich datiert zwischen 1769 und 1801 (Todesjahr Chodowieckis), tragen ein Lacksiegel des „Kön. Pr. Kriegsministerium, Militär Oecon: Depart. III“. Es mußten also chemische und physikalische Untersuchungen vorgenommen werden, um die Echtheit zu prüfen.

Irmgard Wirth ließ nun dem Doerner-Institut der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, das für derartige Untersuchungen prädestiniert ist, mit Genehmigung des Verlegers Springer, fünf der kolorierten Zeichnungen zur Prüfung übersenden. Das Ergebnis der naturwissenschaftlichen Untersuchungen lautete: Alle Blätter sind falsch, darunter auch jene zwei, die sich schon vorher im Besitz des Museums befanden. Spektralanalyse, mikroskopische und chemische Untersuchungen ergaben: Das in der Kolorierung enthaltene Titanweiß ist ein anorganisches Weißpigment, welches aus einem Jahr nach 1920 stammt. Das in der Malerei begehrte Titanweiß, chemisch gesehen ist es ein Titandioxid TiO_2 existiert in drei kristallinen Modifikationen: Rutil, Anatas und Brookit. Das verhältnismäßig teure Weißpigment wird in reinweißer Form auf chemischem Wege gewonnen und daher in der Malerei erst seit 1920 eingesetzt. Die untersuchten kolorierten Handzeichnungen sind demnach erst in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg entstanden.

Eine andere Methode der Echtheitsbestimmung ist die kunsthistorische Stilanalyse. Anders als die bekannten Rötelzeichnungen des Danziger Künstlers, zeigen die von Springer ausgeliehenen farbigen Exponate den Preußenkönig in Darstellungen von so brillanter Machart, in ausgeklügelter Technik, daß manche Kunstexperten von einer ganz unbekannten Malweise Chodowieckis ausgingen. Man wird wohl jedes einzelne Blatt unter die Lupe nehmen müssen, um eine Entscheidung treffen zu können. Tatsache ist aber, daß auch Jahre nach dem Ausstellungseklat Kunsthändlern und Museumsleuten immer wieder einmal Chodowiecki-Zeichnungen angeboten werden, deren Authentizität in jedem Fall überprüft werden müßte.

Falscher Chodowiecki: Porträt Friedrichs des Großen Foto: Danzig-Archiv

Projektionen menschlicher Form

In Niebüll werden Zeichnungen und Collagen des Bildhauers Hans Joachim Albrecht gezeigt

Von Silke Osman

Es ist erstaunlich, daß abseits der großen Städte immer wieder Museen zu finden sind, die sich der Kunst widmen und die eine beachtliche Zahl von Besuchern verzeichnen können. Im Norden der Republik, fast an der Grenze zu Dänemark gelegen, gibt es ein Museum für moderne Kunst. In Niebüll, das mancher Reisende auf dem Weg zu den Nordseeinseln Föhr, Amrum oder Sylt passiert haben mag, ist im alten Rathaus das Richard-Haizmann-Museum untergebracht. Richard Haizmann (1895–1963) hatte sich 1934 von Hamburg nach Niebüll in die innere Emigration zurückgezogen, nachdem sein Werk als „entartet“ gebrandmarkt worden war. Heute werden in dem Niebüller Museum Malerei, Plastiken, Zeichnungen und Graphiken von Richard Haizmann ständig gezeigt. Hinzu kommen jedes Jahr etwa acht wechselnde Ausstellungen Moderner Kunst.

Zur Zeit ist dort eine Schau mit Zeichnungen und Collagen des Bildhauers Hans Joachim Albrecht zu sehen. Unter dem Titel „Projektionen menschlicher Form“ werden erstmals in repräsentativer Auswahl Blätter vorgestellt, die der 1938 im ostpreußischen Wormditt geborene und heute in Krefeld lebende und arbeitende Künstler nicht nur als Vorbereitung für seine plastischen Arbeiten geschaffen hat, sondern die durchaus als eigenständige Kunstwerke gewertet werden können. Beim Betrachten der Blätter erhält man nicht zuletzt auch einen Eindruck vom plastischen Denken des Künstlers, der als einer der führenden Vertreter der modernen Bildhauerkunst gilt.

„Die Beobachtung von Menschen, das Studieren ihrer Gestalten und Bewegungen“ steht im Mittelpunkt seines Schaffens. Entstanden sind Skulpturen und Plastiken, die oft erst auf den zweiten Blick den menschlichen Körper offenbaren. Spuren sind es oft nur, Andeutungen menschlicher Körper. Dabei kommt es immer wieder auch auf den Standort des Betrachters an, auf seine Phantasie, die weggelassenen Details hinzuzufügen.



Hans Joachim Albrecht: Köpfe, zueinander verschoben (Rötel und Pinsel, 1991, Ausschnitt) Foto: Verlag der Kunst

Die Ausstellung mit Werken von Hans Joachim Albrecht ist im Richard-Haizmann-Museum, Museum für Moderne Kunst, Rathausplatz 2, 25899 Niebüll, dienstags bis freitags von 11 bis 16.30 Uhr, sonnabends von 10 bis 12 Uhr sowie sonn- und feiertags von 14 bis 17 Uhr zu sehen, bis 28. Oktober. Vom 3. April bis 25. Mai 2008 wird die Ausstellung im Oberhessischen Museum Gießen gezeigt. Zur Ausstellung ist ein Katalog mit Texten von Uwe Haupenthal im Verlag der Kunst, Husum, erschienen (112 Seiten, zahlr. farbige Abb., gebunden, 19,95 Euro).

Die Insel Helgoland ehrt ihren Sohn

Der Dichter James Krüss oder das wiedergefundene Lächeln

Von UTA BUHR

Irgendwo ins grüne Meer hat ein Gott mit leichtem Pinsel, lächelnd, wie von ungefähr, einen Fleck getupft: die Insel." So beginnt die „Historie von der schönen Insel Helgoland" des gebürtigen „Hallunders" James Krüss. Diese in Versform geschriebene, mit zauberhaften Skizzen vom Autor selbst bebilderte Chronik stammt aus den Schicksalsjahren 1945–46, als der rote Felsen völlig zerstört und bar jeglichen menschlichen Lebens war. Die 2500 Insulaner waren in alle Winde zerstreut, und die britische Luftwaffe nutzte Helgoland als Übungsplatz für Bombenabwürfe, die das Gesicht der Insel drastisch veränderten.

Erni Rickmers, James Krüss' jüngere Schwester, erinnert sich noch lebhaft an jene schreckliche Zeit: „Mein Bruder erlebte das Kriegsende fern der Insel. Er war noch 1944 zur Luftwaffe eingezogen worden. Nach der Kapitulation versuchte er, nach Helgoland zurückzukehren. Irgendwie muß er verdrängt haben, daß es sein Zuhause nicht mehr gab." Er ließ sich nach einer Ausbildung zum Volksschullehrer schließlich in München nieder. Dort freundete er sich mit Erich Kästner an, der sein schriftstellerisches Talent sofort erkannte. „Aber zuvor", unterbricht sich Erni Rickmers, „wäre James fast noch im Gefängnis gelandet." Der Grund war ein offener Brief, den er 1949 im Alter von 23 Jahren an den britischen Hochkommissar schrieb. Hierin führt er eine scharfe, elegante Klinge gegen dessen Absichten, Helgoland auf immer unbewohnbar zu machen. In dem Brief weist selbstbewußt darauf hin, daß es auf Helgoland im 19. Jahrhundert schon wohltätige Einrichtungen für Witwen und Waisen gegeben habe, „als englische Kinder noch in Bergwerken arbeiteten". Die wutentbrannte Reaktion aus England folgte auf dem Fuße: „We shall blow up that devil island!" Doch es kam – Gott sei Dank – ganz anders. Bereits 1952 nahmen die Helgoländer ihre Insel wieder in Besitz. Ohne den mutigen Einsatz von James Krüss und seiner Mitstreiter wäre dies vielleicht nicht geschehen. Haben die Insulaner diese Tat dem berühmten Sohn gedankt, wollen wir von Erni Rickmers wissen. Die lächelt wehmütig: „Sie wissen doch – der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland."



Erinnerung an einen Dichter: Im James-Krüss-Museum auf Helgoland wird der Sohn der Insel geehrt.



Rechtzeitig zum 10. Todesjahr ist jetzt im Kölner Boje Verlag ein Buch erschienen, das großen und kleinen Krüss-Fans zur Freude gereichen wird. Die Herausgeberin Renate Raecke hat in „Das große James-Krüss-Buch – Ein Eisbär ist kein Pinguin" (176 Seiten mit über 100 farbigen Illustrationen von Verena Ballhaus, Halbleinen, 19,90 Euro) eine Vielzahl von bekannten und nicht so bekannten Geschichten und Versen des Hallunders James Krüss zusammengestellt. „Jedes Kind muß einmal erwachsen werden. Und jeder Erwachsene war einmal ein Kind. Wir wollen sie also für beide gleichzeitig erzählen", hat Krüss einmal in seinem Buch „Die glücklichen Inseln hinter dem Winde" geschrieben. Und mit meisterhaftem Sprachtalent ist es ihm gelungen, Gedichte und Geschichten aufzuschreiben, die zeitlos sind und die nicht nur Kindern gefallen. Bei ihm sind die „ulkigen Leute" eben nicht nur ulkig. Man liest von Tieren, die weise sind, von großen und kleinen Menschen, die ihre Eigenarten haben. Ein besonderes Lesevergnügen. *SiS*



Erni Rickmers Fotos (2): Buhr

James Krüss ging seinen eigenen Weg. Sein erstes Buch „Der Leuchtturm auf den Hummerklippen" erschien im Jahre 1965 und etablierte seinen Ruf als einfühlsamer Kinderbuchautor. Doch richtig berühmt wurde er vier Jahre später, als er innerhalb der geheiligten „Tagesschau" Passagen aus seinem Werk „Mein Urgroßvater und ich" vorlesen durfte! In sein vielleicht bekanntestes Buch „Timm Thaler oder das verkaufte Lachen" flossen Kindheitserinnerungen aus Besuchen bei seiner Tante Marina in Övelgönne ein. An die 160 Bücher hat Krüss im Laufe seines Lebens verfaßt, darunter „Der wohltemperierte Leierkasten", „Alle Kinder dieser Welt" und „Meyers Buch vom Menschen und seiner Erde". Im Jahre 1989 erschienen die „Sonntagmorgen Geschichten". Nie hat der Mann mit dem ansteckenden Lachen seine Vision von einer besseren Welt aus den Augen verloren, auch in seinen zahlreichen Hörspielen, Gedichten und Schlagertexten nicht. 1966 zog es James Krüss auf die spanische Insel Gran Canaria. In seiner Wahlheimat ist er im Spätsommer 1997 gestorben. Seine Asche aber wurde auf seinem geliebten Helgoland verstreut. Jetzt endlich erweist man ihm dort die Ehre mit einem James-Krüss-Museum. In einer grellbunt bemalten Hummerbude auf einem neu geschaffenen Museumshof wird das umfangreiche Werk von James Krüss präsentiert. Marika Richters, eine der Mitarbeiterinnen des Museums, berät die Besucher freundlich und kompetent. Schirmherrin des kleinen Musentempels ist Kirsten Rickmers-Liebau, die Nichte des Schriftstellers. Sie ist gleichzeitig Sprecherin der Krüss-Erbengemeinschaft und hegt noch große Pläne für die Zukunft: Sie will unter anderem Künstler nach Helgoland locken und mit ihnen Kreativ-Workshops für Kinder organisieren.

Der Start war vielversprechend: Der bekannte Hamburger Schauspieler Uwe Friedrichsen las vor einem begeisterten Publikum aus der „Geschichte von Jan Janssen und der schönen Lady Violet", und sein Kollege Friedhelm Ptok brachte launige Krüss-Gedichte zu Gehör.

Auch Erni Rickmers ist zufrieden. Der Prophet gilt eben doch in seinem Vaterland: „Spät zwar, doch lieber spät als nie!" Dieser charmanten Dame, die ihrem Bruder äußerlich sehr ähnlich ist, verdanken die Helgoländer so manches. Die Insel benötigte nach ihrer „Wiedergeburt" dringend Unterkünfte für Feriengäste.

Erni krempelte die Ärmel hoch und beteiligte sich maßgeblich am Aufbau des Hotels „Rickmers' Insulaner", das seither von Touristen aus nah und fern geschätzt wird. Und dies nicht zuletzt wegen des weitläufigen, terrassenartig angelegten Gartens hinter dem Haus. Ihr Sohn Detlev gestaltete den „Insulaner" gerade mit viel Liebe zum Detail um. In einer Reihe von Zimmern fühlt der Gast sich wie in einer komfortablen Schiffskabine.

Rickmers Junior hat noch viele innovative Ideen zum Nutzen und Frommen der Insel. „Der Detlev ist auf seine Art ein Visionär", erkennen viele Helgoländer neidlos an, „genau wie sein Onkel James."

Das James-Krüss-Museum vor der Nordseehalle ist von dienstags bis sonntags von 11 bis 15 Uhr geöffnet.

Über Nacht wurde sie zum Leinwandstar

Vor 70 Jahren starb die Schauspielerin Renate Müller – Ihr Leben war nicht nur glücklich

Von U. KLÖCKNER-DRAGA

Ich bin ja heut' so glücklich, so glücklich, so glücklich, ich fühl' mich augenblicklich so glücklich wie noch nie ..." hieß der Erfolgsschlager, den Renate Müller in dem Tonfilm „Die Privatsekretärin" 1930 sang. Mit diesem Film wurde aus der bekannten Bühnenschauspielerin über Nacht ein neuer deutscher Leinwandstar.

Die am 26. April 1906 als Tochter eines Chefredakteurs in München geborene Renate Müller wollte ursprünglich Opernsängerin werden. Nach Gesangs- und Schauspielunterricht, zunächst in Danzig, ab 1924 in der Max-Reinhardt-Schauspielschule in Berlin, folgten Engagements an allen renommierten Bühnen Berlins. 1929 verpflichtete sie Leopold Jessner an das Preußische Staatstheater, wo sie unter anderem an der Seite von Alexander Granach, Gustav Knuth und Lotte Lenja ihren künstlerischen Durchbruch erreichte. Starregisseur Reinhold Schünzel holte sie im selben Jahr zum Film. Ihr Debüt in „Peter der Matrose" fand in der Filmbranche Anklang, auch das deutsche Publikum wurde in insgesamt drei Stummfilmen auf die blonde Schauspielerin aufmerksam.

Den Übergang vom Stumm- zum Tonfilm schaffte Renate Müller mühelos. Die UFA verpflichtete sie zunächst für drei Tonfilme. „Liebling der Götter" an der Seite von Oscar-Preisträger Emil Jannings und „Das Flötenkonzert von Sanssouci" als Partnerin von Otto Gebühr katapultierten sie in die erste Riege der UFA-Stars. Doch erst mit dem Film „Die Privatsekretärin" wurde Renate Müller weltweit berühmt, denn der Streifen wurde 1931 in einer englischen Version mit ihr in der Hauptrolle in London nachgedreht.

Mit ihrer attraktiven, sympathischen Ausstrahlung, dem selbstbewußten Spiel und dem strahlenden Lächeln, verkörperte sie die junge moderne Frau ihrer Zeit und überwand mit ihrer Leinwandpräsenz Ländergrenzen. Zurück in Deutschland, rissen sich nun die Filmfirmen um den neuen Star. Ihre Darstellungen in „Der kleine Seitensprung", „Mädchen zum Heiraten", „Wenn die Liebe Mode macht", „Saison in Kairo", „Walzerkrieg", „Die englische Heirat" und ganz besonders in dem Transvestiten-Ulk „Viktor und Viktoria" enthüllten ihr komödiantisches Talent in überzeugender Weise. Die Filme



Renate Müller Foto: UFA

selbst waren ein Nichts an Handlung und dienten lediglich der Unterhaltung. Für die Produktionsfirmen war eine sprechende und singende Renate Müller Garantie für volle Kassen, denn sie besaß die Fähigkeit, die menschlichen Schwächen und Stärken der emanzipierten, berufstätigen Frau menschlich und authentisch näherzubringen zu einer Zeit, als die meisten weiblichen Filmstars – noch geprägt von der Stummfilmzeit – eher manieriert und exaltiert spielten.

Renate Müller, die in ihren Filmen glückliche Menschen so überzeugend verkörpern konnte, hatte in ihrem privaten Leben wenig Glück. Krankheit, Drogen und Alkohol zogen sie wie eine nicht aufzuhaltende Lawine in den Abgrund.

Nachdem die Nazis in Deutschland 1933 die Macht ergriffen hatten, geriet Renate Müller ins Fadenkreuz der Geheimen Staatspolizei. Ihre Tätigkeiten und Aktionen wurden überwacht. Warum? Der „Schirmherr des deutschen Films" Dr. Joseph Goebbels hatte Renate Müller, die als leibhaftig gewordenes Rassenideal – blond, blauäugig, fraulich schön – galt, zunächst ausersehen, sie mit dem neuen Reichskanzler Adolf Hitler zu verkuppeln. Renate hatte kein Interesse und lehnte weitere Einladungen ab. Die Gestapo fand den Grund für ihre Weigerung heraus: Renate Müller hatte ein Verhältnis mit einem Juden. Außerdem pflegte sie Kontakte zu ihren homosexuellen Freunden. Minister Goebbels wollte sie daraufhin aus der Reichsfilmkammer ausschließen, was einem Arbeitsverbot gleichkam. Nur ihre Popularität konnte das verhindern. Bald aber begannen die Schikanen. Erst wurden geplante Filme mit ihr nicht mehr realisiert, oder ihre Rolle wurde mit einer linientreuen Kollegin umbesetzt. Nachdem ihr Freund 1934 in die Emigration gegangen war, wurde der seelische Druck immer belastender: Ihre Post wurde kontrolliert, Telefonate wurden abgehört und ihre Bankkonten überwacht. Trotzdem traf sie sich in aller Heimlichkeit weiterhin mit ihrem Geliebten in London, Paris oder in der Schweiz. Doch das Spitzel- und Überwachungssystem der Nazis war perfekt und die Ermittlungsakte „Renate Müller" füllte sich an.

Es verging nun kaum eine Woche, in der sich Renate Müller nicht über eine Behinderung in ihrem Alltag ärgern mußte. Aus der robusten jungen Schauspielerin wurde mit der Zeit ein nervöses, wenig widerstandsfähiges Geschöpf. Jetzt hatte Goebbels sie da, wo er sie haben wollte und setzte sie in einen Propagandafilm ein: „Togger" (1937). Die Berg- und Talfahrt ihrer Seele wurde während der Aufnahmen mit Alkohol und Tabletten betäubt. Nur mit Mühe konnte sie die Dreharbeiten beenden.

Das Einzige, was Renate Müller sich in ihren letzten Lebensmonaten noch bewahren konnte, war die Freiheit der Gedanken und der Gefühle. Die Hetzjagd endete am 7. Oktober 1937 – mit ihrem Tod. Renate war erst 31 Jahre alt.

Mit Gesichts-, Kopf- und Knieverletzungen war sie 14 Tage zuvor in eine Berliner Klinik eingeliefert und operiert worden. Betrunken war sie aus einem Fenster ihrer Villa gefallen, wo sie von ihrer Freundin Sybille Schmitz schwerverletzt gefunden wurde. Renate Müller starb nach einem epileptischen Anfall an einem Gehirnschlag.

Tiefe Beziehung aufbauen

Von Taufpaten als zusätzlicher Bezugsperson neben den Eltern können Kinder profitieren

Von ANJA SCHÄFERS

Ein Kind bekommt normalerweise bei der christlichen Taufe eine Patentante und einen Patenonkel. Häufig sind dies Geschwister der Eltern oder gute Freunde. Mittlerweile werden auch in Familien, in denen das Kind nicht getauft wird, Patenschaften übernommen. „Für das Kind ist es nicht wesentlich, ob die Patenschaft einen kirchlichen Bezug hat oder nicht", sagt Mathias Voelchert, Gründer des deutschen Ablegers von „familylab", das Eltern in der Familienphase begleitet. Wichtig sei, daß die Paten sich dem Kind gegenüber verpflichtet fühlen und bereit sind, eine lebenslange Beziehung aufzubauen.

„Wenn einem die Patenschaft angetragen wird, empfiehlt es sich, nach den Erwartungen der Mutter und des Vaters zu fragen", sagt Voelchert. Soll man zum Beispiel große Geschenke machen oder finanziell für das Kind vorsorgen? Darf man seinen Einfluß geltend machen oder soll man sich aus der Erziehung heraushalten?

Im Gespräch mit den Eltern muß der mögliche Pate auch seine eigenen Vorstellungen einbringen. „Im Zweifelsfall sollte man eine Patenschaft ablehnen", rät Voelchert. Es sei besser, den Groll der Eltern zu ertragen, als die Aufgabe des Paten nur halbherzig zu übernehmen.

Es ist ein alter Mythos, daß Paten automatisch für das Kind sorgen, wenn Vater und Mutter verstorben sind. „Eltern können im Wege einer letztwilligen Verfügung eine Person als Vormund benennen", sagt Eva Schmierer, Sprecherin des Bundesministeriums für Justiz. Nur dann sei das Vormundschaftsgericht an die elterliche Auswahl gebunden.

Das Patenamt ist in der Frühzeit des Christentums entstanden. „In der Bibel wird es nicht erwähnt", sagt Roland Rosenstock, Professor für Evangelische Theologie an der Universität Greifswald. Eine Taufe ist also auch ohne Paten gültig. In der Tradition der christlichen Kirchen sind die Paten als Begleiter des Täuflings gedacht, die vor Gott und in der Welt für ihn einstehen.



Taufe: Viele Taufpaten sind auch gleichzeitig mit dem Kind verwandt. Foto: ddp

Unter welchen Voraussetzungen jemand Taufpate werden kann, regelt jede Konfession anders. Das jeweilige Kirchenrecht wird in der Praxis zudem unterschiedlich ausgelegt. Eltern sollten sich bei ihrer Gemeinde daher immer nach der Regelung für Taufpaten erkundigen. Sehr strikte Vorschriften zur Konfession der Paten hat zum Beispiel die römisch-katholische Kirche.

Das Denken in Konfessionen ist für Egon Spiegel, Professor am Institut für Katholische Theologie der Hochschule Vechta, nicht zentral: „Mit der Taufe wird das Kind in die Gemeinschaft aller Christen hineingestellt." Im Hinblick auf den Brief von Paulus an die Galater stellt er fest, daß die Taufe alle Menschen gleich mache. Dies gelte unabhängig von Faktoren wie Geschlecht, Herkunft oder Stellung in der Gesellschaft.

Vor diesem Hintergrund lassen sich auch bei der Taufpatenschaft neue Akzente setzen. Der Pate sollte zum Beispiel darauf achten, daß das Kind nicht zu kurz komme und aktiv am Leben teilnehme. „Dafür muß sie oder er sich für die Entwicklung des Patenkinds interessieren", rät der Theologe. Man könne es zum Beispiel in den Kindergarten begleiten oder sich nach seinen Erlebnissen in der Schule erkundigen.

„Wichtiger als jedes Geschenk ist es, Zeit mit dem Kind zu verbringen", sagt Spiegel. Je nach Alter könne man zum Beispiel zusammen spielen oder in den Zoo gehen. Manche Paten nehmen sich auch vor, einmal im Jahr einen Tag und eine Nacht mit dem Kind zu verbringen. Daraus würden sich meist weitere Begegnungen ergeben.

Das Kind kann von einer zusätzlichen Bezugsperson nur profitieren. „Der Gewinn liegt im Unterschied der Meinungen und Lebensentwürfe", sagt Voelchert. Das Kind erlebt zum Beispiel, daß die ihnen vertraute Person eine Situation anders einschätzt als die eigenen Eltern. Dadurch könne es sich später einfacher vom Elternhaus lösen.

„Die Paten haben allerdings kein Recht, sich in aktuelle Auseinandersetzungen zwischen Eltern und Kind einzumischen", sagt der Familienberater. Wenn ihnen etwas am Erziehungsstil der Eltern nicht passe, sollten sie sich alleine mit ihnen hinsetzen und in Ruhe darüber reden.

Es ist durchaus von Vorteil, daß Paten nicht am alltäglichen Streß der Erziehung beteiligt sind. „Ein Kind kann manchmal einen Ratschlag vom Patenonkel oder der Patentante annehmen, den es abgelehnt hätte, wenn er von den Eltern gekommen wäre", berichtet Voelchert.

Oft läßt das Engagement der Paten nach, wenn das Kind älter wird. Manchmal reißt der Faden zwischen den beiden auch ab, weil die Lebensumstände sich geändert haben. Weil jemand etwa in eine andere Stadt gezogen ist oder beruflich sehr beschäftigt war.

„Taufpate ist man sein Leben lang", sagt Spiegel. Deshalb sollte man sich nicht scheuen, den Kontakt jederzeit wieder aufleben zu lassen.

MELDUNGEN

Extra-Wünsche kurz halten

Berlin – Nicht jeder ißt, was auf den Tisch kommt. Was zu Hause noch als liebenswerte Marotte durchgeht, hinterläßt im Restaurant oft einen schlechten Eindruck. Darum gilt: „Man darf bei der Bestellung eine Zutat weglassen oder eine Beilage austauschen. Mehr lieber nicht", sagt Salka Schwarz, Etikette-Expertin aus Berlin. Der eine mag keine Tomaten, für den anderen ist Petersilie ein Graus. Werden einzelne Änderungswünsche im Lokal gerne erfüllt, führen größere Umbestellungen meistens zum Unmut beim Personal und der Begleitung. Wer also dazu neigt, Menüfolgen neu zu kreieren, sollte lieber selber kochen. „Die Frage sollte lauten, ob die Extrabestellungen sein müssen", sagt Schwarz, Mitglied in der Organisation Etikette Trainer International (ETI). Haben die Änderungswünsche gesundheitliche, ethische oder religiöse Gründe, sei es selbstverständlich, daß alle Beteiligten darauf mit Verständnis reagieren. Dieses Verständnis sollte sich jedoch nicht in interessierten Nachfragen äußern. Warum der Vegetarier kein Fleisch ißt und ein anderer auf Milchprodukte allergisch reagiert, sei ganz allein deren Privatsphäre. *ddp*

Bei Hänseleien Pokerface zeigen

Hamburg – In manchen Situationen wird man von anderen Leuten lächerlich gemacht. Dies können kleine Hänseleien im Freundeskreis sein oder auch bloßstellende Witze vor Fremden. „Wie man darauf reagiert, hängt immer vom Einzelfall ab", sagt der Hamburger Diplompsychologe Tom Diesbrock. Wenn dabei die eigene Toleranzgrenze überschritten wurde, sollte man dies unbedingt sagen. Bei Witzen auf ihre Kosten würden viele Menschen keine Reaktion zeigen. Wie in der Schulzeit setzen sie dann ein Pokerface auf und hoffen, daß die Hänseleien irgendwann aufhören. „Wer dem anderen sagt, daß eine Bemerkung ihn getroffen hat, zeigt sich verletzlich", erläutert Diesbrock. Aus Respekt vor sich selbst sollte man aber zu seinen Gefühlen stehen. *ddp*

Dürfen wir alles, was wir können?

Stammzellenforschung: Forschungsfreiheit und Menschenbild im Widerstreit

Von GEORGE TURNER

Die Meldung aus England, Wissenschaftlern sei erlaubt, menschliche Stammzellen entstehen zu lassen, die in entkernten tierischen Stammzellen ausgebrütet werden, belebt erneut die Diskussion um die Frage, ob Wissenschaftler alles dürfen, was sie können. In Deutschland fordern namhafte Forscher eine Lockerung des strengen Stammzellengesetzes, damit die deutsche Forschung und Entwicklung auf dem weltweiten Gesundheitsmarkt wettbewerbsfähig bleibt; die Beschränkung der Forschung auf adulte Stammzellen isoliere die deutsche Forschung.

Stammzellen sind Zellen in einem Stadium, von dem aus sie sich in verschiedene Gewebearten entwickeln können. Deshalb werden sie für geeignet gehalten, Ersatzgewebe für Patienten mit Alzheimer, Parkinson oder Diabetes zu züchten. Embryonale Stammzellen können aus überzähligen Embryonen, die bei einer künstlichen Befruchtung entstehen, oder abgetriebenen Föten gewonnen werden. Adulte Stammzellen stammen von lebenden Menschen. Sie können sich im Vergleich zu embryonalen Stammzellen nur begrenzt vermehren.

Unabhängig von der Frage der technisch-wissenschaftlichen Realisierbarkeit stellt sich das Problem, ob Experimente wie sie im Ausland durchgeführt werden können, unter der Geltung des Grundgesetzes überhaupt zulässig sind. Die in Artikel 5 Absatz 3 des Grundgesetzes garantierte Freiheit der Forschung ist nicht grenzenlos. Die Wissenschaftsfreiheit unterliegt der allen Grundrechten immanenten Schranke des Sittengesetzes. Das ist der Inbegriff aller überpositiver ethischer Normen mit rechtlicher Verbindlichkeit. Entscheidend dafür ist das sittliche Bewußtsein der Rechtsgemeinschaft.

Das Menschenbild unserer Verfassung ist nicht das eines isolierten Individuums. Der Mensch wird vielmehr als Glied einer auf der Abfolge von Generationen beruhenden humanen Gesellschaft verstanden. Die Würde des Menschen ist nicht von seinem Ursprung zu trennen. Wenn die menschliche Natur technologisch verändert wird, berührt dies das verfassungsrechtlich vorausgesetzte Menschenbild. Es gehört zur Würde des Menschen, daß die ihm von der Natur gegebene Prägung prinzipiell unantastbar bleibt. Weder darf die Würde des heute lebenden Menschen verletzt noch eine Entwicklung zugelassen werden, die irreparable Manipulationen am Bild des Menschen vornimmt.

Eine solche Wertung der Menschenwürde dürfte dem Wertgefühl der Schöpfer des Grundgesetzes entsprochen haben. Wenn der Verfassungsgeber Entwicklungen nicht bedenken konnte, die nunmehr zu beurteilen sind, wenn neue Möglichkeiten den Rahmen des bisher Vorstellbaren sprengen, hat eine Interpretation auf der Basis des aktuellen Standes des Wertebewußtseins zu erfolgen. Dieses Bewußtsein aber ist wandelbar.

Man mag zwar persönlich einen „Fortschritt" ablehnen, wie er durch die eingangs angesprochenen Möglichkeiten denkbar wird; wie aber soll er aufgehalten werden, wenn er mehrheitlich für richtig gehalten, mindestens toleriert wird. Wer will letztlich darüber entscheiden, daß eine solche Mehrheit sich nicht gegen bisher Unveräußerliches und Unantastbares durchsetzen darf? Wenn also der Gesetzgeber, das heißt das Parlament, mehrheitlich einer veränderten Auffassung Rechnung trägt, bliebe der Weg zum höchsten Verfassungsgericht. Aber auch dieses könnte eine gewandelte Auffassung für vereinbar mit dem Grundgesetz halten.

Man muß sich fragen, ob nicht auch das Unantastbare durch veränderte Bedingungen einen gewandelten Sinn erfahren kann.

Der Wandel im Denken kann auch den Begriff der Menschenwürde beeinflussen. Die aktuelle Diskussion um die Abwägung, ob nicht das Heilen Vorrang haben sollte vor dem Hinnehmen bestimmter Gegebenheiten, die nach allgemeiner Auffassung als Behinderung verstanden werden, macht dies deutlich. Bei einem solchen tragenden Prinzip, wie es im Begriff des Menschenbildes zum Ausdruck kommt, ist allerdings besondere Zurückhaltung geboten mit der Annahme, wegen veränderter Verhältnisse sei ein Wandel des begrifflichen Inhalts eingetreten.

Wie aber, wenn das Menschenbild, das dem Grundgesetz sowohl bei seiner Schaffung als auch heute (noch) zugrunde lag und liegt, immer mehr verloren geht und an seine Stelle ein anderes tritt?

Denkbar ist folgender Fall: Einem Forscher wird nach Maßgabe bestehender Gesetze (Embryonenschutzgesetz, Stammzellengesetz) untersagt, entsprechende Arbeiten durchzuführen. Er wehrt sich dagegen und es ist schließlich über die Frage zu befinden, ob sein Recht aus Art. 5 GG beeinträchtigt ist, ob also das Verbot verfassungsgemäß sei. Gerichte könnten eine Zeitlang, vom traditionellen Verständnis und der Auslegung des Begriffs bestimmt, die Vereinbarkeit entsprechender Gesetze mit der Verfassung bestätigen. In der Vergangenheit ist es bei der Entwicklung des Richterrechts oder einer grundlegenden Änderung der Rechtsprechung in grundsätzlichen Fragen oft nur über Richtergenerationen zu anderen Auffassungen gekommen, die dann Grundlage für Entscheidungen wurden, die eine veränderte Einstellung berücksichtigten. Die Vorstellung, daß dies angesichts des rasanten Tempos bei der Gewinnung neuer Erkenntnisse in unserer Zeit viel schneller geht, scheint nicht abwegig.

Nach dem heutigen Selbstverständnis des Menschen dürfte die Auffassung, man sollte alles tun dürfen, was möglich ist, auf eine breite Ablehnung stoßen. Ob und wie lang etwa eine Selbstbindung der scientific community hält, nicht alles zu tun, was möglich ist, erscheint zweifelhaft. Dies bedeutet keine Preisgabe des überkommenen Standpunkts, was die Würde des Menschen angeht. Erhöhte Besorgnis aber ist geboten. Orwells „1984" und Huxleys „Schöne neue Welt" sollten weiter mahnen.



Da hilft nur Ironie

Anmerkungen zu Deutschland

Hubert C. Siebert hat ein Problem, das ihm den inneren Seelenfrieden rauben dürfte: Er liest Zeitungen genau, hinterfragt Fernsehsendungen und bringt sie mit seinem Wissen in Verbindung. Dabei stolpert er oft genug über Ungereimtheiten. Zugegeben, unter diesem „Problem“ leiden viele, doch im Laufe der Jahrzehnte setzt bei ihnen die Resignation ein. Dem 1925 geborenen Hubert C. Siebert ist aber die Gnade der Resignation offenbar nicht gegeben. Und so wundert und wundert er sich ohne Unterlaß. In „Nur nicht so pingelig ... Provokantes und Amüsantes zu Alltagsthemen“ hat er jetzt seine Erkenntnisse aufgeschrieben. Und abgesehen von der Tatsache, daß diese durchaus amüsieren, so rütteln sie den resignierten Zeitgenossen mal wieder auf. Nicht, daß die Feststellungen des Autors so neu wären, doch der Normalbürger neigt dazu, sie zu verdrängen, um ohne psychischen Langzeitschaden und frühen Herztod durch den Alltag zu kommen.

„Theater im ausgehenden und neuen Jahrhundert: Zeitungsbericht über eine Theateraufführung in Hamburg: ‚Überall Blut, Sperma, Erbrochenes und Ausgeschiedenes – mitten darin eine degenerierte Familie, die jede erdenkliche Widerwertigkeit daherschwadroniert ... Die Uraufführung bot eine gelungene Gratwanderung zwischen unerträglich Ekelhaftem und harter Groteske ...‘“

Doch nicht nur die moderne Auffassung über das Geschehen auf den deutschen Bühnen, auf denen auch deutsche Meister verfremdet werden, regt den Autor auf, der Westfale kritisiert so manche gesellschaftlichen Entwicklungen, wobei er dies spitz mit feiner Ironie tut, statt als meckernder Querulant daherzukommen. „Deutschland ist ein romantisches Land geworden. Zu allen möglichen Anlässen gibt es Lichterketten. Für Opfer von Schandtaten werden Blumenberge aufgehäuft. Wir sprechen von unserer ‚Betroffenheit‘ ... Für alles und jedes entschuldigt sich jemand: Für die Sklaverei, für den Burenkrieg, für politische Dummheiten, für Zwangsarbeit ..., eben für alles. Nur die britische Königin hat sich nicht für Dresden entschuldigt. Briten sind wohl nicht so gute Menschen wie wir.“ Oder: „Man sollte wirklich bald den Nobelpreis für Umweltschutz einführen. Die Vorteile einer solchen Auszeichnung, gerade für Deutschland, liegen auf der Hand: a) Kein Mangel an Kandidaten, Deutschland hat die meisten Gutmenschen b) Förderung aller Bestrebungen zur raschen Schließung der letzten Kohlebergwerke, Kraftwerke, Stahlwerke und so weiter. Das spart Subventionen und verringert den Ausstoß klimaschädigender Gase, kostet allerdings auch einige Arbeitsplätze c) Da wir Schlußlicht der 21 führenden Industrienationen bei Wirtschaftswachstum und Beschäftigung ..., aber gleichzeitig auch Spitzenreiter in umweltfreundlicher Technologie sind, besteht die Aussicht, den bisherigen Rückstand in der Zahl der Nobelpreise für Physik, Chemie, Medizin, Literatur, Ökonomie und Frieden endlich im Laufe der nächsten Jahre ausgleichen zu können.“ *R. B.*

***Hubert C. Siebert: „Nur nicht so pingelig ... Provokantes und Amüsantes zu Alltagsthemen“**, bod, Norderstedt, broschiert, 182 Seiten, 11,90 Euro, Best.-Nr. 6371*

Alle Bücher sind über den PMD, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 27, zu beziehen.



Isolation als Selbstschutz

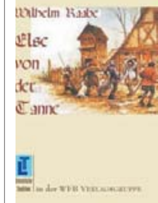
Ein Dorf versucht, die Spanische Grippe abzuwehren – ohne Erfolg

Einerseits ist es schön, wenn Autoren ihre Charaktere vorstellen und sich Zeit nehmen, ihre Geschichte zu entwickeln. Man kann es allerdings auch übertreiben. Dies hat nämlich dazu geführt, daß Thomas Mullens Roman „Die Stadt am Ende der Welt“ unverdientermaßen Wochen lang einsam auf einem Sessel der Rezensentin verharrte, bis sie sich wieder des Buches annahm. Dabei ist die Geschichte, die der Autor erzählt, spannend. Und ab dem Moment, in dem die Handlung beginnt, beweist Thomas Mullen auch, daß er, der Situation angepaßt, die richtigen Worte findet und die passende Atmosphäre schafft, doch bis dahin sind 250 der 478 Seiten vergangen.

Es geht um die Spanische Grippe, die während des Ersten Weltkrieges vor allem die USA fest in ihrem Griff hatte. „Tief in den Wäldern des Staates Washington liegt die kleine Holzfällerstadt Commonwealth. Charles Worthy hat sich mit der Gründung dieser Stadt und ihren gesellschaftlichen Idealen jenseits von Ausbeutung und Unterdrückung einen Lebenstraum erfüllt.“ Um die gut 500 Bewohner des Ortes vor Ansteckung zu schützen, beschließt er, den Ort unter Quarantäne zu stellen. An der einzigen Zufahrtsstraße werden Wachtposten abgestellt, die jeden Besucher abweisen sollen. Doch nicht jeder läßt sich abweisen. Nach einem tödlichen Zwischenfall muß der erst 16jährige Phillip eine Entscheidung auf Leben und Tod fällen. Er entscheidet sich für das Leben und wählt damit aus Versehen doch den Tod, denn die Bewohner Commonwealths verunsichert der in die Nähe der Stadt gelassene Soldat. Als dann doch die Grippe im Ort ausbricht, unter der der Soldat nachweislich nicht leidet, wird er bezichtigt, deutscher Agent zu sein.

In dem Ort beginnt das große Leiden und Sterben, das Thomas Mullen hervorragend bedrohlich schildert. Die bedrückende Atmosphäre, die Angst vor Ansteckung und dem daraus resultierenden Wegfall jeglicher Nachbarschaftshilfe schnüren dem Leser die Kehle zu. Mitten in die familiären Tragödien, die sich abspielen, platzt dann auch noch eine Razzia aus dem Nachbarort, die Drückeberger ohne jegliche Rücksicht auf die im Ort grassierende Grippe zum Militärdienst abholt. Auch hier wird der 16jährige, frisch verliebte Philipp zum Zünglein an der Waage. *Bel*

***Thomas Mullen: „Die Stadt am Ende der Welt“**, Hoffmann und Campe, Hamburg 2007, geb., 478 Seiten, 21 Euro, Best.-Nr. 6372*



Zur Hexe ausgerufen

Beeindruckende Novelle von Wilhelm Raabe wiederentdeckt

Der Dreißigjährige Krieg tobt in Deutschland. Unvorstellbare Greuel geschehen. Ganze Landstriche werden verwüstet. Der Krieg verwandelt die Menschen in blutrünstige Bestien. Aus Opfern werden Täter, die ihrerseits das Blutvergießen fortsetzen, und das Morden nimmt kein Ende.

Ein Mann verliert Frau und Kinder unter grausamsten Umständen. Nur eine Tochter kann er retten. Angewidert von der allgemeinen Unmenschlichkeit, zieht er sich in eine bescheidene Hütte im Wald zurück. Er hofft, abseits der Welt seinen Frieden zu finden. Doch das gelingt nicht. Seine Tochter gerät unverschuldet in den Ruf, eine Hexe zu sein. Feindseligkeit und Haß schlagen ihr von allen Seiten entgegen. Getroffen von den Steinwürfen aufgebrachter Dorfbewohner, stirbt sie an den Folgen der Verletzungen.

Wilhelm Raabe (geb. 1831), einer der bedeutendsten Erzähler deutscher Sprache, gelingt in seiner Novelle „Else von der Tanne“ ein erschütterndes Historiengemälde von überzeitlicher Aktualität. Daß Menschen grausam sein können, ist eine Binsenweisheit. Daß sich der Haß der Massen oft an den Schwächsten und Unschuldigsten austobt, ist eine traurige Tatsache, für die es in der Geschichte zahllose Beispiele gibt.

Else fällt dem Hexenwahn zum Opfer. Allein die Tatsache, daß sie mit ihrem Vater zurückgezogen im Wald lebt und nicht im Dorf, macht sie zur beargwöhnten Außenseiterin. Der junge Pfarrer des Dorfes versucht vergeblich, seine Gemeinde zur Vernunft zu bringen. Der blinde Volkszorn brodelt bereits so heftig, daß das Verhängnis nicht mehr aufzuhalten ist. Alle wollen Elses Tod.

Knapp ein Jahr vor dem Erscheinen von „Else von der Tanne“ beendete Raabe seinen wohl bekanntesten Roman „Der Hungerpastor“, dem er als Motto einen Satz von Sophokles voranstellte: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich hier.“ In „Else von der Tanne“ zeigt Raabe, wozu Haß, fehlendes Verständnis und Rücksichtslosigkeit führen können.

Dabei hält Raabe sich mit Schuldzuweisungen an die aufgebrachte Bevölkerung des kleinen Ortes Wallrode im Elend weitgehend zurück, erfindet sogar hilfsweise Erklärungen für ihre Verhaltensmuster. Else und ihr Vater werden von Anfang an sozial ausgegrenzt. Nur der Pfarrer hält zu den beiden Flüchtlingen, besucht sie und versucht, zwischen ihnen und den Dorfbewohnern zu vermitteln. Schließlich gerät der Pfarrer zwischen die Fronten und scheitert in seinem Vorhaben, zu vermitteln.

Zwölf Jahre lang hat Elses Vater seine Tochter vor den Grausamkeiten des Krieges im Wald verstecken können. Doch dann ereilt sie das Schicksal, vor dem er sie bewahren wollte. Die Einwohner des Harzdorfes rotten sich zusammen: „Man riß Stöcke aus den Hecken und Zäunen, man griff Steine vom Boden auf“, man holte Äxte, Dreschflegel und Mistgabeln. „Geschüttelt vom Wahnsinn der Zeit“ bewirft man Else mit Erdbrocken und Steinen, bis sie, von einem großen Stein getroffen, zusammenbricht. Sechs Monate später stirbt sie zu Weihnachten an den Folgen dieser Verletzung. Der junge Pfarrer, von Trauer und Verzweiflung um den Verstand gebracht, folgt ihr in den Tod, indem er bei klirrendem Frost in die Wildnis taumelt, um dort zu erfrieren. Wilhelm Raabe ist es gelungen, ein erschütterndes Mahnmal gegen den Haß und die Vorurteile zu schaffen, das auch heute nichts an Aktualität und Brisanz eingebüßt hat. Der Verlag Literarische Tradition hat das alte Stück wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. *Katja Wolff*

***Wilhelm Raabe: „Else von der Tanne“**, Verlag Literarische Tradition, 116 Seiten, 10,95 Euro, Best.-Nr. 6373*



Stauffenbergs Dichter

Der Protagonist des 20. Juli 1944 ließ sich von Stefan George inspirieren

Geheimes Deutschland? Mit der befremdlichen Formel kann das „öffentliche Deutschland“ nichts anfangen.

Die politische Klasse der Bundesrepublik wird sich hüten, geistige Alternativen zum „freiesten Staat der deutschen Geschichte“ in Erwägung zu ziehen. Koryphäen des Parteienstaates wie Markus Meckel oder Claudia Roth sowie Politbeamte im NRW-Verfassungsschutz halten das Geheime Deutschland vermutlich für den Decknamen einer Bande von „Rechten“ in Sachsen-Anhalt oder sonstwo in „Ostdeutschland“.

Mit Stauffenberg verhält es sich etwas anders. Die Deutsche Bahn AG hat einen Intercity-Zug nach ihm benannt. Und: Tom Cruise spielt den Hitler-Attentäter. Der Anhänger von Scientology, einer den amerikanischen Erfolgstraum zu rabiater Zweckrationalität steigernden Wahnwelt, agiert als deutscher Heros.

Ihm ist zu verdanken, daß die deutsche Tragödie des 20. Juli 1944 zum global bekannten Ereignis werden könnte. Vorstellbar, daß der Stauffenberg-Darsteller in der Hollywood-Version das Poem „Der Widerchrist“ rezitiert und im Kino Name des Dichters Stefan George aufscheint ...

Der Dichterheros Stefan George faszinierte einst – zusammen mit Hölderlin, Nietzsche, Rilke, Walter Flex und Ernst Jünger – die deutsche Jugendbewegung, die idealistisch-patriotisch, sozial- und nationalromantisch gestimmten Generationen vor und nach dem Ersten Weltkrieg: „Du geist der heiligen jugend unsres volks“, heißt es in „Der Stern des Bundes“ (1914). Bei den bündischen „Neupfadfindern“ gelangten die Brüder Stauffenberg (die Zwillingsbrüder Alexander und Berthold sowie der jüngere Claus) zur Verehrung Georges. 1922/23 wurden sie dem Dichter vorgestellt und gehörten alsbald zum inneren Kreis der um den „Meister“ gescharten Jünger. Seinen letzten Gedichtband „Das Neue Reich“ (1928) mit dem zentralen Poem „Geheimes Deutschland“ (erstmals 1922) widmete George Berthold Stauffenberg. Noch im Juli 1944, in den Tagen vor dem Attentat, arbeiteten Claus und Berthold sowie der Freund Rudolf Fahrner an der Endredaktion des von Alexander verfaßten Poems „Der Tod des Meisters“.

Die enge Beziehung der Brüder Stauffenberg zu Person und Werk Georges bildet den biographischen Rahmen des Buches von Manfred Riedel. Es beginnt mit eindringlichen Szenen aus dem Jahre 1945. Nach seiner Befreiung erfuhr Alexander vom Tode seiner Frau, die bei dem Versuch, ihn mit einem Flugzeug aus dem KZ Schönberg bei Straubing herauszuholen, von englischen Jägern abgeschossen wurde.

Riedel entfaltet ein leidenschaftliches Plädoyer für den Dichter und Seher des „Geheimen Deutschland“. Als Philosoph unternimmt er es, anhand umfassender Gedichtinterpretationen die Aktualität der von Hölderlin und Nietzsche inspirierten Gedankenwelt Georges – eine Synthese von Hellas und Germanien, von heidnischer Antike und Christentum – zu demonstrieren. Bedacht, einige vor dem Hintergrund Weimars und der Kränkung durch Versailles entstandenen, von völkisch-nationalem Pathos durchdrungenen Gedichte vor politisch korrekten Zeitgenossen zu schützen, deklariert er einen Text wie „Der Dichter in der Zeit der Wirren“ (1921), der recht eindeutig einen nationalen Retter beschwört, zum „Nachkriegs-Poem eines Unpolitischen“. Ein solches Verfahren lädt zu Kritik ein. Dessen ungeachtet gelingt es Riedel, die vergessene „Grundvision eines geheimen europäischen Deutschland“ sichtbar zu machen. In vehementem Widerspruch zum Zeitgeist hofft er, diese Vision könne in Deutschland und Europa, das in Gefahr stehe, im Zeichen der Globalisierung vom „westlichen Kapitalismus aufgelöst“ zu werden, als Fundus eines neuen Patriotismus dienen.

In Aufmachung, Stil und Inhalt sichtlich nicht für ein Massenpublikum geschrieben, bildet Riedels Buch im Stauffenberg-Gedenkjahr 2007 den Kontrast zum Medienrummel um Tom Cruise.

Ungeachtet der vom „hohen Ton“ Georges getragenen Diktion sowie einiger Ungenauigkeiten lohnt die Lektüre, weil – im Unterschied zur George-Biographie von Thomas Karlauf in der „FAZ“ – das Pathos der „deutschen Erhebung“ (Stauffenberg) und der Schmerz über das Scheitern der Selbstbefreiung in jeder Zeile hervortritt. Riedel erinnert an den von Stauffenberg angeregten „Schwur“, der die Verschwörer zum Zusammenhalt gegen die mögliche Besetzung Deutschlands verpflichtete: „Wir glauben an die Zukunft der Deutschen. Wir wissen im Deutschen die Kräfte, die ihn berufen, die Gemeinschaft der abendländischen Völker zu schönerem Leben zu führen ...“ *Herbert Ammon*

***Manfred Riedel: „Geheimes Deutschland – Stefan George und die Brüder Stauffenberg“**, Böhlau, Köln 2006, 267 Seiten, 24,90 Euro, Best.-Nr. 6374*



Kater im Vatikan

Spaß mit dem Papst-Haustier

Was verbindet einen Wald- und Wiesenkater namens Franzl mit einem älteren Herrn namens Joseph Ratzinger? Nun, ihr Zuhause ist das oberpfälzische Dorf Pentling im schönen Bayernland. Beide werden kulinarisch bekocht von Mutter Hofbauer mit lecker Kälbernes und Schweinernes, mit Plätzchen wie Spitzbuben und Vanillekipferl und vor allem mit Apfelstrudel. Der Franzl hat eine Schwester, Grisella, ein kleines Sensibelchen, und der Herr einen Bruder. Wenn der zu Besuch kommt, wird viel geredet und musiziert. Das „Klavier-Geklimpere“ dröhnt allerdings unangenehm in Franzls Ohren. Viel spannender ist für ihn Vogelgezwitscher oder das Pfeifen von Mäusen. Viel interessanter ist es auch, wenn die beiden Männer spazierengehen, nicht nur im Garten, sondern über die Wiesen und Felder bis an den Donaufluß. Wenn Franzl gerade nichts Besseres zu tun hat, begleitet er die beiden und seine Schwester nimmt er dann auch schon mal mit. Für alle ist es ein schönes Leben, wenn da nicht Franzls Beinah-Unfalltod gewesen wäre. Ein Mähdrescher hätte ihn fast zerkleinert, aber Grisella hat ihm das Leben gerettet.

Dieses Abenteuer hat ein Nachspiel, und es kommt zu einer ernsten Unterredung zwischen Herr und Kater. „Ich hab' mir's überlegt, ich nehm' dich mit nach Rom. Dich und Grisella. Du gibst einfach zu wenig Obacht auf dich, bist viel zu stürmisch, willst immer mit dem Kopf durch die Wand.“ Eine andere Umgebung, warum nicht? Für neue Abenteuer ist Franzl immer zu haben.

Wie aus dem Urbayern Franzl Francesco wird, er Rom erobert, wie er an den lächerlich ausstaffierten Kasperln mit ihren Bratspießen (Franzl meint die Schweizer Gardisten) vorbeischleicht, um seinem „Papa“ nahe zu sein, seinen Erzrivalen Rambo überlistet, sich unsterblich in die italienische Katzendame Bianca mit ihren himmelblauen Augen verliebt, erzählt Renate Fabel in ihrem Roman, „Francesco, der Kater des Papstes“. Eine amüsante und lebendige Katzengeschichte für Kinder und Erwachsene. Ein bezauberndes, liebevoll illustriertes Buch, nicht nur für Katzenliebhaber. *B. Mußfeldt*

***Renate Fabel: „Francesco, der Kater des Papstes“**, Langen Müller, F.A. Herbig Verlag, München 2007, geb., 187 Seiten, 12,90 Euro, Best.-Nr. 6375*

OSTPREUSSEN- Die Heimat unvergessen!







Ostpreußen-Schlüsselband

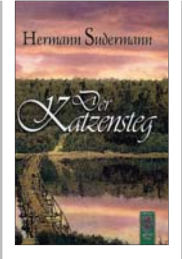
Umlauftext: Ostpreußen-Die Heimat unvergessen!

Schlüssel-Umhängeband mit Haken und Clip zum leichten Lösen. Länge: 550 mm, Breite: 20 mm

Best.-Nr.: 6329, € 4,95



Michael A. Hartenstein
Die Geschichte der Oder-Neiße-Linie
„Westverschiebung" und „Umsiedlung" – Kriegsziele der Alliierten oder Postulat polnischer Politik?
Best.-Nr.: 5996, € 24,90



Hermann Sudermann
Der Katzensteg
Geb., 256 Seiten
Best.-Nr.: 6025, € 16,95

DVD

Der Katzensteg

Eine Produktion der Deutschen Buch-Gemeinschaft,1975 im Auftrag des ZDF
Als Extra bietet die DVD ein Interview mit dem Schauspieler Matthias Ponnier sowie historische Filmaufnahmen aus Ostpreußen.

Der Film zum Buch

Laufzeit: 102 Minuten + 40 Minuten Bonusfilme
Best.-Nr.: 6330, € 12,95

Der Weite Weg zurück nach Balga
Spurensuche im russischen Ostpreußen
Karl-Heinz Schmeelke erlebt als junger Soldat eine der blutigsten Schlachten des Zweiten Weltkrieges: den Endkampf in Ostpreußen im Kessel von Heiligenbeil. Seinen 19. Geburtstag „feiert" er am 26. März 1945 am Frischen Haff. 2006 kehrt er noch einmal zurück an den Ort, an dem 1945 die Welt unterging, und begeht seinen 80. Geburtstag an der Steilküste von Balga – einem Ort, der wie so viele andere von der Landkarte verschwunden ist, herrscht Totenstille. An das grausige Geschehen 1945 erinnern lediglich Kreuze im Schnee.
1 Audio-CD, Laufzeit: 54 Minuten
Best.-Nr.: 6336, € 9,95

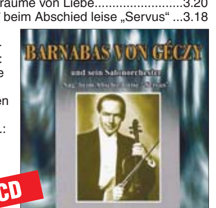
Hörbuch CD

Barnabas von Géczy und sein Salonorchester
Sag' beim Abschied leise „Servus"

1. Blauer Himmel 2.55
2. Puszta-Fox 2.51
3. Schließ' deine Augen und träume 3.11
4. Spitzbub 3.00
5. Roter Teufel 2.55
6. Serenade (aus „Les millions d´arlequin") 3.03
7. Frische Brise 2.16
8. Frauen sind so schön, wenn sie lieben 3.13
9. Ich träum' von einer Stunde 3.18
10. Siboney 3.01
11. Im Cambre séparée 3.21
12. Zwei Schwalben halten sich geküßt 2.56
13. Chant sans paroles 2.36
11. Serenade 1.01
15. Komm doch in meine Arme 3.10
16. Pony 3.16
17. Menuett 3.01
18. Frühlingsrauschen 2.16
19. Am Sonntag will mein Süßer mit mir Segeln geh'n 2.3
20. Ich träume von Liebe 3.20
21. Sag' beim Abschied leise „Servus" ...3.18

Gesamtspielzeit: 1 Stunde und 3 Minuten

Best.-Nr.: 3304, € 8,95



CD

Buch der Woche

Hans Leyendecker
Die große Gier
Korruption, Kartelle, Lustreisen: Warum unsere Wirtschaft eine neue Moral braucht

Noch nie wurde in der Bundesrepublik derart gemauschelt und betrogen wie im Zeitalter der Globalisierung: Weltkonzerne wie VW, Siemens oder EADS setzen wegen kurzfristiger Gewinne ihren Ruf aufs Spiel. Die Habsucht und Hybris der Manager scheinen grenzenlos zu sein. Aber im Zeitalter der Globalisierung gilt auch: Auf lange Sicht bleibt dabei nicht nur die Moral auf der Strecke, sondern das, was die Wirtschaft im Innersten antreibt – der Profit. Bei unlauterem Geschäftsgebaren droht der Verlust ganzer Märkte. Deutschland, so zeigt Hans Leyendecker mit seinem atemberaubenden Material, braucht eine neue Ethik, damit die Wirtschaft nicht abstürzt.

Geb., 304 Seiten
Best.-Nr.: 6345, € 19,90

Sonder-Angebot! *Mängelexemplare



Dietmar Bittrich
Achtung, Gutmenschen!
Kart., 188 Seiten
Best.-Nr.: 6328, € 7,90



Hans-Burkhard Sumowski
„Jetzt war ich ganz allein auf der Welt"
Ein Junge überlebt den Untergang Königsbergs.
Geb., 256 Seiten
Best.-Nr.: 6316, € 19,95



nur € 2.95*

Herbert Finck
Geopferte Jugendjahre
Als Kriegsgefangener in Italien, Nordafrika, den USA und England
Geb., 172 Seiten
Best.-Nr. 5716, Statt € 9,00, Nur noch € 2,95, Ersparnis 87 %



nur € 1.95*

Hans Zeidler
Als Ostpreußen verloren ging
Kart., 63 Seiten
Best.-Nr.: 6024, Nur noch € 1,95



nur € 2.95

Fried von Bartocki / Klaus von der Groeben
Adolf von Bartocki
Das Lebensbild des ostpreuß. Oberpräsidenten, Kart., 201 Seiten
Best.-Nr.: 5892, Nur noch € 2,95

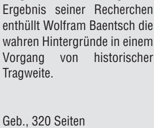
Wolfram Baentsch
Der Doppelmord an Uwe Barschel

Die „Barschel-Affäre" erschütterte die Bundesrepublik. Die größte Affäre der deutschen Nachkriegsgeschichte - so wurde das dramatische Geschehen aus dem Wahlkampf von Schleswig-Holstein schon vor dem gewaltsamen Tod des Ministerpräsidenten Uwe Barschel genannt. Wie der 43Jährige in der Nacht auf den 11. Oktober 1987 in Genf starb und warum, ist bis heute nicht aufgeklärt worden.



Wolfram Baentsch recherchierte drei Jahre lang für sein Buch, das diesen spektakulären Fall als einzigartige Desinformationskampagne entlarvt. Er durfte als Erster Dokumente einsehen und auswerten, die bis heute als Verschlußsache gelten, und befragte Zeitzeugen. Im nun vorliegenden Ergebnis seiner Recherchen enthüllt Wolfram Baentsch die wahren Hintergründe in einem Vorgang von historischer Tragweite.

Geb., 320 Seiten
Best.-Nr.: 5789, € 24,90





Helmut Bachmann
Die Lüge der Klimakatastrophe
Dieses Buch ist nicht nur ein Wirtschafts- und Polit-Krimi, sondern gleichzeitig ein Beleg dafür, wie skrupellose Ausbeuter und Egoisten aus Wirtschaft und Politik Menschen manipulieren und ängstigen, um sie dann auszubeuten.



NEU

Kart., 254 Seiten
Best.-Nr.: 6314, € 17,80

Wolfhard Welzel
Ein deutsches Trauerspiel
Die Tragödie der Millionen vergessenen Opfer von Flucht, Vertreibung, Bombenkrieg und Gefangenschaft

NEU

Millionen deutsche Männer, Frauen und Kinder erfroren auf der Flucht, starben im Bombenhagel, ertranken in der Ostsee oder verhungerten in Gefangenenlagern. Aber wer kennt noch ihr Schicksal? Wo gibt es einen Ort der Erinnerung und der Trauer? Mit den wenigen noch lebenden Zeitzeugen verschwinden auch ihre Schicksale im Nebel der Geschichte. An die Opfer von Gewaltherrschaft erinnern in Deutschland Tausende Mahnmale – von persönlichen ›Stolpersteinen‹, über riesige Museumskomplexe bis hin zu fußballfeldgroßen Gedenk-Arealen. Für die über 6 Millionen zivile deutsche Opfer von Flucht, Vertreibung, Bombenkrieg und Gefangenschaft gibt es auch 60 Jahre nach Kriegsende in Deutschland keine zentrale Gedenkstätte, keinen Ort der Trauer und kein Museum. Das ist ein ungeheurer Skandal und in der Geschichte ohne Beispiel. Als private Initiative wurde der Verein ›Gedächtnisstätte‹ gegründet mit dem Ziel, eine Gedächtnisstätte zu errichten und eine feste Ausstellung zu schaffen. Dazu wurde in Borna, 30 km südlich von Leipzig, ein Grundstück und ein Gebäude gekauft. Die Gedächtnisstätte ist als Symbol für die Unendlichkeit in Kreisform angelegt. Im inneren Kreis stehen zwölf Granitwände für die verschiedenen Opfergruppen. Im Zentrum der Anlage soll ein großes Kreuz aus Stahl stehen. Um jeden Eindruck einer Heldengedenkstätte zu vermeiden, wurden nur Gedenksteine für unbewaffnete, zivile Opfer vorgesehen und jegliche militärische Symbole vermieden. Dieser Bildband stellt dieses wichtige Denkmal-Projekt vor und erinnert in Wort und Bild an die Millionen deutsche Zivilopfer.

Geb., 300 Seiten, ca. 100 Abb.
Best.-Nr.: 6339, € 14,80

Barbara Rütting
Ich bin alt und das ist gut so
Meine Mutmacher aus acht gelebten Jahrzehnten



NEU

Die bekannte Schauspielerin und Symbolfigur für ein engagiertes und erfülltes Leben gibt ganz persönliche Ratschläge, die sowohl die Gesundheit, Ernährung, Schönheit als auch die richtige Einstellung zum Leben betreffen. In lustigen Anekdoten aus ihrem Leben eingebettet, kommt auch der Humor dabei nie zu kurz.

„Noch nie habe ich so gern gelebt wie heute – trotz aller Höhen und Tiefen, aller Strapazen waren ausgerechnet die letzten die glücklichsten Jahre meines Lebens."

Geb., 288 Seiten
mit 46 Fotos
und Abbildungen
Best.-Nr.: 6346, € 19,90





Werner Kutscha
In der Heimat gefangen
Eine Kindheit zwischen Krieg und Vertreibung
Geb., 386 Seiten
Best.-Nr.: 6080, € 9,95

Zeigen Sie Flagge!

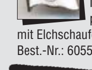
Ob für Mütze, Revers oder als Sammlerstück: Flaggen-Anstecker mit emaillierter Oberfläche und Steckverschluss.
Maße: ca. 17 x 12 mm



Ostpreußen-Anstecker
Motiv: Ostpreußen-Flagge mit Provinzwappen,
Best.-Nr.: 5889

Preußen-Anstecker
Motiv. Preußenadler,
Best.-Nr.: 6057

Elchschaufel-Anstecker
Motiv: Ostpreußen-Flagge mit Elchschaufel,
Best.-Nr.: 6055



Königsberg-Anstecker
Motiv: Königsberg-Flagge,
Best.-Nr.: 6056

je Anstecker nur € 2,95

Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst
Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Fax: 040 / 41 40 08 58 · Tel: 040 / 41 40 08 27
Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4.00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

38/07

Bestellcoupon

Menge	Best.- Nr.	Titel	Preis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Über 1500 weitere Artikel finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

Einmal ans Ende der Welt und zurück

Timbuktu: Abenteuerbericht über eine Reise in die geheimnisvolle Stadt der Wüste

Von Thomas Winzker

Neben dem Lufttransport gibt es auch noch zwei andere Möglichkeiten von Bamako, Malis Hauptstadt, nach Timbuktu zu gelangen, doch aus Gründen niedrigen Wasserstands und mangelnder Zeit sind wir gezwungen, auf Fluß-Piroge und Jeep zu verzichten und zu versuchen, einen der drei wöchentlichen Flüge mit Air Mali in die Stadt des geheimnisvollen Volks der Tuareg zu ergattern. Die Buchung in Bamako ist wahrlich eine Herausforderung. Denn Reservierungen sind kaum und wenn, dann nur kurzfristig möglich, weil funktionierende Computersysteme zu Air Mali noch nicht vorgedrungen sind. „Kreditkarte?“ „Non Monsieur, je suis désolée“, sagt da die Dame, die auf dem Kopf einen ganzen Turm bunt bedruckter Stoffe trägt, bedauernd lächelnd: Bezahlt wird nur in bar. Gut. Die Tickets, noch handschriftlich ausgefüllt, halten wir schließlich in der Hand und sind dankbar: Timbuktu ist uns sicher, nichts mehr kann jetzt dazwischen kommen. Oder? Im hübsch am Niger gelegenen Hotel Mandé bestelle ich vollmundig ein Zimmer im Hotel Bouctou. Das klingt hübsch, und ebenso hübsch scheint es im Ort zu liegen. Stutzig hätte mich nur machen sollen, daß der Rezeptionist mir den Hörer in die Hand drückt, er verstünde seinen Landsmann nicht. Freundlich reiche ich kurz darauf das Telefon zurück – Alles klar, Zimmer gebucht! – und lege triumphierend noch einen drauf: Wir werden sogar von einem Shuttle abgeholt!

Tags drauf stehen wir um vier Uhr morgens mit leichtem Gepäck vor dem Hotel parat, doch leider versäumt es der bestellte Fahrer, den Termin zu so früher Stunde wahrzunehmen. Und die Rezeption ist noch nicht besetzt! Doch Glück im Unglück muß man haben. Auch ein anderer Hotelgast, offensichtlich ein Hochoffizieller des Landes, muß zum Flughafen. Gnädigerweise nimmt er uns mit. Schließlich sitzen wir, man glaubt es kaum, nach den vielen Stunden Wartens und mehreren Zurückweisungen vor dem Einstieg – weil ein Formblatt nicht ausgefüllt und die Steuer nicht bezahlt war – in dem Flugzeug, das, wie man erzählt, in Rußland ausgemustert wurde. Aha, daher die Gardinen vor den Fenstern …



Dieser Anblick ist nur wenigen Europäern vergönnt: Die Reise zur Moschee in Timbuktu ist extrem beschwerlich. Foto: Ricore

Gespannt blicken wir durch die trüben Scheiben, als wir nach überraschend ruhigem Flug endlich landen – auf einer Sandpiste. Freudig stellen wir fest, daß sogar der „Shuttle“ für uns bereit steht, ein roter VW-Käfer, den wir allerdings erst anschieben müssen, weil er keine Zündung mehr hat. Von wegen Shuttle: Zu spät merken wir, daß wir Gaunern aufgesessen sind, die ein Vermögen für die kurze Strecke von wenigen Kilometern verlangen. Ringsum ist eben Wüste, da steigen die Preise. Die erste Niederlage haben wir hinter uns, als wir das Hotel Bouctou betreten, das nicht eben einladend wirkt. Aber was soll's: Hauptsache ein Zimmer ist vorbereitet, um den dringend benötigten Schlaf nachzuholen. „Reservierung? Nein, sicher nicht. Das Haus ist ausgebucht! Die Paris-Dakar Rallye, vous comprenez?!“ Uns schwant Schlimmes, als wir dies erfahren. Die Wüsten-Rallye war nicht eingeplant … Die Alternative ist das angeblich beste Haus am Platz, das Hotel Azalai, am jenseitigen Rand der Sandpfanne gelegen. Tatsächlich hätte man dort ein Plätzchen, doch nur im Büro, zwei Matratzen auf dem Boden. Und das für das Doppelte des üblichen Zimmerpreises. „Paris-Dakar-Rallye! Das kostet eben …“, lautet die schnöde Antwort der hochnäsigen Empfangsdame. Wir sind empört … und beißen in den sauren Apfel. Zurück im Bouctou erzählen wir dann vom Erfolg bei der Konkurrenz – und plötzlich gibt's auch hier für uns ein Zimmer. Gerne durchqueren wir ein weiteres Mal die Sandpfanne, ignorieren erneut zahllose Tuareg-Kinder, „Chameaux, chameaux!“ – plärrend ohne Unterlaß ihre Kamele anpreisen –, und sagen im Hotel Azalai lustvoll ab.

Mittlerweile ist es Abend, und wir haben von der Stadt noch nichts gesehen. „Morgen ist auch noch ein Tag!“, sinnieren wir bei Bier, Kebab und farbenfrohem Sonnenuntergang auf der Terrasse mit pittoreskem Blick in die weite Wüste. Am nächsten Tag ist unsere Hauptaufgabe zunächst, den Flug nach Bamako bestätigen zu lassen, besichtigt wird später. Doch als Air Mali –, Repräsentant Monsieur Doucouré sein Büro endlich öffnet, ist es sogleich von verletzten Rennfahrern belagert. Hartnäckig beharren wir in böser Vorahnung darauf, so etwas wie einen Rückbestätigungsstempel auf die Tickets zu bekommen. Doch Monsieur Doucouré weigert sich hartnäckig. Er würde sich schon an unsere Gesichter erinnern.



Endlich Zeit für die schönen Seiten der Wüstenstadtlegende, im Schlepptau zehn Kinder, an deren fröhliches Geplapper wir uns langsam gewöhnen. Sie führen uns zu der stimmungsvollen Moschee Sankore und zur kleinen Sidi Yahia Moschee, beide aus dem 15. Jahrhundert, sowie zu der größten, der Djinger-ber-Moschee aus dem 14. Jahrhundert. Mit ihren bizarren Lehmtürmen sind alle drei eindrucksvolle Paradebeispiele für die Sahel-Architektur. Und alle drei sind wie das gesamte Stadtbild der eindeutige Beweis, daß das goldene Zeitalter der Stadt der Vergangenheit angehört. Nur die massiven Holztüren mit ihren prachtvollen und kostbaren Beschlägen zeugen noch von den großen Tagen des einstigen Zentrums islamischen Wissens. Das hat großen Reiz, befand wohl auch Heinrich Barth, der deutsche Entdeckungsreisende, der hier seine Spuren hinterlassen hat, als er im 19. Jahrhundert eines der Bürgerhäuser bezog, um seine Studien zu betreiben. Beim kalten Bier stellen wir abends fest, daß es sich lohnt, herzukommen. Erklären können wir das nicht, es muß die Atmosphäre des Geheimnisvollen sein. Verstärkt wird dieser Eindruck durch die blau-schwarz gewandeten Tuaregs, die uns neugierig und unnahbar zugleich beobachten. Die Medikamente, die wir ihnen anbieten, weil einer ihrer Männer krank ist, nehmen sie gerne, und endlich hellen sich ihre Mienen auf, und sie werden gesprächig. Sogar den tiefschwarzen Schech, eine Art Turban, der nur die Augen freiläßt, legen sie nun vor uns ab.

Der Tag des Abflugs ist gekommen, so bangen wir zumindest, denn nur so ist es uns möglich, den Flug von Bamako nach Europa zu erreichen. Lange vor der Zeit sind wir am Flugplatz, warten in der Baracke, die die Abflughalle sein soll, zunächst vergeblich. Sollte der Flug nicht in zwei Stunden gehen? Ein Holländer klärt uns auf, der Flug habe Verspätung, wie viel, sei ungewiß. Die Stunden des Wartens ziehen sich, neun Uhr, zehn, elf, zwölf. Die Baracke hat sich langsam mit Ausländern gefüllt, Malinesen sind noch keine zu sehen. Die haben eben einen besseren Draht zu Monsieur Doucouré! Und plötzlich ist er da, Monsieur Doucouré, der Meister des malischen Flugverkehrs. Gewissenhaft breitet er seine Unterlagen aus, weist Fragen gewohnt unwirsch ab. Wann und wohin eine Maschine gehen wird, liegt eben in den Händen Allahs, und auch woher das Flugzeug kommen soll. Als die Maschine zum Einstieg bereit ist, schlägt wieder das unerbittliche System Timbuktus zu. Der Bürgermeister, im langen Boubou gewandet, übernimmt selbst das Reglement des Bordens: Zum Schluß die ausländischen Männer. Doch längst nicht alle, denn auch jetzt trifft der Bürgermeister seine Wahl: Wer zuvor gedrängelt hat, wird vom Transport ausgeschlossen. Auch so kann man das Problem überbuchter Maschinen lösen!

Man kommt wohl nur einmal im Leben nach Timbuktu, denken wir, als wir erleichtert in die Sessel sinken und uns hinter den Gardinen zurücklehnen. Doch dies eine Mal brennt sich tief in die Erinnerung ein. Nein, wir bereuen den Besuch ganz sicher nicht – trotz allem. Als wir abheben, werfen wir selig einen letzten Blick zurück auf die Wüstenstadt und freuen uns auf zuhause – unser Zuhause in Bamako! Wer hätte das gedacht …

»Menschen vergehen, die Berge bestehen«

Der Friedenspfad folgt den Spuren des Ersten Weltkrieges quer über die Alpen

Von Jochen Hägele

Wie ein gewaltiger Vulkan hat der Erste Weltkrieg seine Erinnerungsstücke über die Alpen geschleudert: Graue Betonklötze krallen sich in den Fels, erodierte Militärstraßen spannen ihr Netz über die Bergflanken und die überwachsenen Trichter in den Almen zeugen von den Granaten, mit denen sich Österreich-Ungarn und Italien hier vor neun Dekaden gegenseitig von der Bergfront bomben wollten. Der „Sentiero della pace“, wie die Italiener den Pfad nennen, führt Wanderer auf einer Gesamtlänge von fast 500 Kilometern zu den Zeugnissen fast vergessener Geschichte.

In einer weit geschwungenen Kurve zieht sich die ehemalige Kampfzone vom Stilfser Joch im Nordwesten über das Ortlermassiv und die Brentagruppe in den Süden bis ans Ufer des Gardasees. Von Riva geht es weiter über die Dolomitenpässe wie den Passo Rolle und die Marmolatagruppe in den Nordosten über die Drei Zinnen zum Kreuzberg.

Wer den gesamten Verlauf des Sentiero della Pace abwandern will, benötigt etwa 30 Etappen. Teils geht es über hochalpines Gelände mit gesicherten Klettersteigen – den sogenannten „via ferrata“. Erst 1973 begannen erste Gruppen, Befestigungen und Wege zu sichern und das Geschehene zu dokumentieren. Dann, von 1986 bis 1996, wurde im Rahmen eines staatlichen italienischen Arbeitsbeschaffungsprogramms der Friedenspfad in seiner heutigen Form angelegt.

Der „Sentiero“ führt aber nicht nur durch düstere Geschichte, sondern auch durch unvergeßliche Landschaften. So erstrecken sich die Wiesen über die Hochebene von Lavarone im Folgaria im Trentino unendlich grün und friedvoll. Wind und Sonne spielen mit den Blumen und zaubern eine zeitlose Schönheit auf die Landschaft. Eine wunderbare Wanderstrecke auf Spuren, die alles andere als friedlich sind. Denn unter der Grasnarbe gibt es kaum einen Quadratmeter, der keine Narben des Krieges trägt.

Der Weg stellt seine Gäste nicht nur vor historische Anforderungen. Den Wanderzeichen mit der weißen Friedenstaube zu folgen, ist nicht immer einfach. Oft versteckt sich der Vogel, wo der Wanderer ihn am nötigsten braucht. Dafür ist er an geraden Strecken gleich mehrfach an denselben Baum gepinselt.

Trotz seiner landschaftlichen Schönheit und der historischen Bedeutung hat sich der Friedenspfad nie als einer der populären Alpenwanderwege durchgesetzt. Ein Hauch von Einsamkeit folgt daher als stiller Begleiter auf weiten Strecken. Eine weitere Folge der Abgeschiedenheit: Der Weg ist nicht an allen Abschnitten mit Unterkünften gesäumt – eine logistische Herausforderung.

Sein Schattendasein teilt der „Sentiero“ mit dem Krieg. Am 23. Mai 1915 erklärte Italiens König Vittorio Emanuele III. der österreichisch-ungarischen Monarchie den Krieg, drei Wochen nachdem Italien aus dem Dreibund mit Deutschland und Österreich-Ungarn ausgetreten war. Bereits in den Jahren zuvor waren gigantische Fortanlagen nach damals modernster Kriegstechnik gebaut worden: wie das Werk Belvedere oder die Anlagen auf dem Pasubio.

Im Innern der zum Museum umgebauten Festungsanlage von Belvedere fühlt sich der Besucher wie im Rumpf eines alten Schlachtschiffs. Feuchter Modergeruch durchzieht die dunklen Gänge. Die Zimmereinrichtungen erinnern an das trostlose Leben in den Kasematten. Der Krieg tobte in erster Linie auf den Bergkuppen.

Selbst auf die 3300 Meter hohe Marmolata wurden Kanonen gehievt.

Berüchtigt ist der 2462 Meter hohe Col de Lana, den die Italiener heute Col de Sangue – Berg des Blutes – nennen. Am 17. April 1916 um 23.30 Uhr zündeten die italienischen Truppen die Sprengladung, die sie in monatelang gegrabenen Stollen unter den Gipfel getrieben hatten. 5000 Kilo Nitroglatine hoben den Gipfel an und ließen ihn in einen 100 Meter breiten Trichter zusammensacken. Heute erinnert nur noch ein bewachsener Krater an diese Nacht.

Auf 150 000 bis 180 000 Tote auf beiden Seiten wird die Opferzahl des Gebirgskrieges geschätzt. Rund zwei Drittel davon kamen durch Lawinen, Bergrutsche oder die Kälte zu Tote. Allein vom 10. bis 13. Dezember 1916 forderten die Alpen mehr als 10 000 Opfer. Auf dem Pasubio betrug die Schneehöhe neun Meter, eine Pionierkompanie verschwand für immer im Schneesturm.

Der Friedenspfad führt auch zu fast vergessenen Kulturen. Mitten im ehemaligen Grenzland haben sich um das 12. Jahrhundert die aus Bayern stammenden Zimbern angesiedelt: Mit der Begrüßung „Guuten Thak!“ fühlt sich der Deutsche auf dem Luserna Hof fast wie zu Hause.

Doch im zimbrischen Fernsehsender und in den Unterhaltungen der anderen Gäste wird rasch klar, daß diese Sprache ein ganz eigenes Vokabular hat. Heute ist Lusern einer der letzten Orte, der aufgrund seiner isolierten Lage weitgehend das Zimbrische konserviert hat.

Am Abend geht die Sonne über einem Dorf unter, das sich weit jenseits aller Welten anfühlt. Nur wenige Kilometer weiter diente Luis Trenker 1916 im Werk Werle. Seine Erlebnisse bildeten die Basis für Bücher wie „Berge in Flammen“ und „Sperrfort Rocca Alta“.

Der Friedenspfad ist kein Weg für Kriegstouristen, sondern für geschichtsbegeisterte Bergfans, die ausgetretene Pfade verlassen möchten. Ein italienisches Sprichwort sagt: „Menschen gehen, Berge bestehen.“ Wer sich Zeit nimmt, hat auf dem Friedenspfad manchmal das Gefühl, daß Berge sogar erzählen können.

Das Ostpreußenblatt

Nr. 40 – 6. Oktober 2007

MELDUNGEN

Diplomatin Israels bestohlen

Allenstein – Auf dem Bahnhof in Allenstein wurde die Assistentin des Vizebotschafters von Israel bestohlen. Anlaß des Aufenthaltes der Diplomatin im südlichen Ostpreußen waren die Tage der Jüdischen Kultur in der Hauptstadt der Woiwodschaft Ermland und Masuren. Die Veranstaltung wurde vom israelischen Vizebotschafter eröffnet. In der Zeit, in der Jossef Levy über den Nahostkonflikt und die Bewältigung der polnisch-jüdischen Stereotypen sprach, wurde seine Mitarbeiterin auf dem Hauptbahnhof der Stadt Opfer des Verbrechens. In den sanitären Anlagen hatte die Frau ihre Tasche mit diversen Dokumenten kurz abgestellt. Als sie zurückkehrte, war die Tasche weg. Die Allensteiner Polizei und der Bahn-Schutzdienst halfen beim Suchen. Der Vorfall veranlaßte den Vize-Botschafter zum Verlassen der Veranstaltung, um beim Suchen zu helfen.

Klage abgewiesen

Allenstein – Das Bezirksgericht in Allenstein hat die Klage der deutschen Staatsangehörigen Agnes Trawny abgewiesen, die auf Entschädigung für ihr nach der Aussiedlung aus der damaligen Volksrepublik Polen in die Bundesrepublik Deutschland enteignetes Grundvermögen geklagt hatte. Sie muß auch die 99000 Zloty (über 26000 Euro) Gerichtskosten tragen. Die 68jährige deutsche Staatsangehörige hatte die Republik Polen auf eineinhalb Millionen Zloty (rund 400000 Euro) und die Gemeinde Gedwangen auf eine Million Zloty (rund 267000 Euro) verklagt. Agnes Trawny hatte bis Mitte der 70er Jahre in Masuren gewohnt, 1970 hatte sie von ihrem Vater Grundstücke in Narthen und Gittau, Kreis Neidenburg in einem Umfange von 59 Hektar geerbt. Als sie 1977 in die Bundesrepublik Deutschland aussiedelte, hatte der damalige Gemeinde-Chef von Gedwangen entschieden, daß das Grundvermögen in Staatsbesitz übergehe. In seinem Urteil unterstrich das Gericht, daß es ausschließlich um ein gerechtes Urteil gehe. In bezug auf die Angelegenheit Trawny hatte der polnische Ministerpräsident Jaroslaw Kaczynski im Juli verlautbaren lassen, daß die Gerichte die Verpflichtung hätten, ihre Tätigkeit in einer mit dem polnischen Staatsverständnis und dem polnischen Volksinteresse vereinbaren Weise auszuüben.

Besuch aus Osnabrück

Allenstein – Eine Delegation des Kreises Osnabrück hat Allensteins Landtag einen Besuch abgestattet. Daß zu den 130 Angehörigen der deutschen Gruppe auch „einfache“ Einwohner ohne politisches Mandat und Beamtenstatus gehörten, die einfach nur an einer Begegnung mit den Polen interessiert waren, begründete der Landrat des Kreises Osnabrück, Manfred Hugo, damit die Partnerschaft lebendig erhalten zu wollen.

Endlich kommt die zweite

Ab 2009 soll in Königsberg eine weitere Hochbrücke über den Pregel Entlastung verschaffen

Von Jurij Tschernyschew

In der Pregelmetropole gibt es zwei berühmte Dauerbaustellen – die eine ist das Haus der Räte, das sich an der Stelle des zerstörten Königsberger Schlosses befindet, die andere ist Königsbergs zweite Hochbrücke über den Pregel, die auf ein altes deutsches Haus an der Straße des Jahres 1812 stößt. Von Zeit zu Zeit taucht die Anekdote auf, die Brückenbauarbeiter hätten das Haus auf ihrem Weg erst entdeckt, als sie beim Bau der Brücke darauf stießen. Der Bau dieser zweiten, über den Moskauer Prospekt (Langgasse / Franz-Seldte-Straße) führende Brücke für den Autoverkehr wurde 1985 begonnen. Doch 1992 gingen die Gelder aus und die Arbeiten wurden eingestellt. Deshalb gibt es in Königsberg bis zum heutigen Tag nur eine große Brückenüberführung.

Vor über 20 Jahren, als mit dem Bau der zweiten Brücke begonnen wurde, betrug die Zahl der Autos ein 15tel der heutigen, doch ungeachtet dessen, machten sich die Verantwortlichen schon damals Gedanken über eine bessere Verteilung des Verkehrsflusses. Heute passieren die immer noch einzige Hochbrücke, die 1972 gebaut wurde, täglich 150000 Autos, was die berechneten Parameter bei weitem übersteigt. Deshalb ist eine zweite Brücke unbedingt nötig – und inzwischen steht auch die Finanzierung. Ein Großteil der benötigten mindestens zwei Milliarden Rubel (57 Millionen Euro) steuert Moskau bei.

Das Bauprojekt wurde von dem St. Petersburger Institut „Giprostrojmost“ ausgearbeitet. Die Hochbrücke wird drei Fahrbahnen pro Richtung auf einer Länge von 1,6 Kilometern (mit Auffahrten 1,8 Kilometern) und eine Breite von zirka 30 Metern haben. Die Höhe beträgt acht Meter. Der Brückenbau soll laut Plan im Jahr 2009 abgeschlossen sein. Jedoch ist heute schon absehbar, daß es äußerst schwierig werden wird, diese Frist einzuhalten.



Muß der Hochbrücke weichen: Altes deutsches Haus aus der Vorkriegszeit Foto: Tschernyschew

Das unglückliche alte Gebäude auf das die Hochbrücke stößt, hat man begonnen zu räumen. Es befinden sich 23 Wohnungen darin. Im Gebäude selbst sieht es noch schlimmer aus als von außen: überall gibt es Müllhaufen, verlassene Wohnungen. Irgendwann wurden hier einmal Kinoaufnahmen gedreht, deshalb hängt an der Fassade noch ein Überrest der Aufschrift „Hotel“.

Für die Umsiedlung der Bewohner wurden Wohnungen in einem Hochhaus des sozialen Wohnungsbaus im Baltischen Rajon vorbereitet, auf der Straße Koschewogo (Speichersdorf). Viele Hausbewohner wollen jedoch gar nicht umziehen. Einem Hausbewohner wurde zum Beispiel eine Vierzimmer-Wohnung angeboten, die er sich mit seiner Ex-Frau teilen soll, von der er schon lange geschieden ist, und den Kindern, einer Nichte und deren Mann. Vor dem Hintergrund derartiger Verschlechterungen der Wohnsituation wollen er und andere Bewohner gerichtlich gegen ihre Umsiedlung vorgehen.

Spätwirkungen des Tilsiter Frieden

Seminar der Academia Baltica in Königsbergs Deutsch-Russischem Haus begab sich auf Spurensuche

Von Hans Dzieran

Den Abschluß des Tilsiter Friedens hat die Lübecker Academia Baltica zum Anlaß genommen, um im Rahmen eines Seminars der Frage nachzugehen, welche Rolle der Tilsiter Frieden im kollektiven Gedächtnis der Deutschen spielte und welche Bedeutung er heute für die in Ostpreußen lebenden Russen hat. Die deutsch-russische Veranstaltung unter der Leitung von Dr. Christian Pletzing fand im idyllisch gelegenen Deutsch-Russischen Haus am Königsberger Kupferteich statt. 70 Teilnehmer aus der Bundesrepublik Deutschland, dem Königsberger Gebiet, Litauen und Frankreich waren der Einladung gefolgt.

> 70 Teilnehmer aus vier Staaten diskutierten rege

Zwei Monate zuvor war es schon einmal um die Auswirkungen des Friedensschlusses von 1807 gegangen – auf einer wissenschaftlichen Konferenz, die russische Institutionen im Tilsiter Hotel Rossija unter das Thema „Der Tilsiter Frieden als Prototyp des Europäischen Hauses“ gestellt hatten. Auf dieser Konferenz wurde das Tilsiter Vertragswerk von den dort versammelten Historikern und Politologen vor allem hinsichtlich der russischen Kompromißbereitschaft als Sieg der Diplomatie gewertet und generell seine unterstellte Vorbildwirkung für eine Einigung Europas herausgestellt. Dort seien die Grundlagen europäischer Politik gelegt worden.

Hier nun, auf dem viertägigen deutsch-russischen Seminar, ging es um mehr. Das Vortragsprogramm spannte einen weiten Bogen von der Suche nach geschichtlichen Spuren im Gedächtnis der Preußen, Russen und Franzosen über Erinnerungen an historische Orte wie Tilsit und Personen wie Königin Luise und Max von Schenkendorf hin zur aktuellen Dimension des Geschehens vor 200 Jahren. Dabei war die Frage von Interesse, wie das historische Erbe auf die heutigen Bewohner wirkt und einen Begegnungsraum schafft für Russen, Litauer, Deutsche und andere.

Die kriegerischen Ereignisse auf ostpreußischem Boden und der napoleonische Triumph wurden in Vorträgen von Boris Adamow, Georgij Ignatow und Maria Schultz sehr anschaulich dargestellt. Es gibt zahlreiche Erinnerungsstätten, Gedenktafeln, Schauvorführungen in historischen Uniformen und Vereine für Regionalforschung, die sich des Themas annehmen. Auch im russischen Schulunterricht wird die Geschichte wachgehalten. In der Diskussion wurde von den deutschen Teilnehmern mit Erstaunen festgestellt, wie intensiv man sich des preußischen Erbes annimmt und wie man unter dem Gesichtspunkt der patriotischen Erziehung die russisch-preußische Waffenbrüderschaft schätzt. Bei einer Exkursion nach Tilsit konnten sich die Teilnehmer im dortigen Stadtgeschichtlichen Museum ein Bild davon machen.

Zur Verarbeitung und Behandlung des Themas in der Geschichtsschreibung, Belletristik und Malerei Frankreichs referierte Olivier Mathieu. Wegen der europäischen Dimension des Tilsiter Friedens war vor allem die russische Seite bemüht, eine Brücke zur Gegenwart zu schlagen. Wladimir Michailow, Vertreter der Hamburger Handelskammer in Königsberg, vermittelte den Zuhörern das etwas euphorische Bild eines dynamischen wirtschaftlichen Aufschwungs im Königsberger Gebiet im allgemeinen und in der Gebietshauptstadt im besonderen. Nach seinen Worten gibt es bereits 380 Unternehmen mit deutscher Beteiligung und eine Fülle von Projekten, die von ihm begleitet werden. Die Bundesrepublik Deutschland sei der größte Handelspartner, wenngleich es auf dem Gebiet der Investitionen nur Rang 4 einnehme. Hier werde noch mehr Engagement von deutscher Seite erhofft. Der Konsul der Bundesrepublik, Dr. Guido Hertz, bekräftigte in seinen Ausführungen, daß Moskau das Gebiet wegen seiner globalen Konstellation als vorgeschobenen Wirtschaftsfaktor für Europa betrachte und der politische Wille vorhanden sei, diese Situation entsprechend zu nutzen.

> Die Vorträge boten viele Ansätze zum weiteren Nachdenken

Diese Auffassung teilte auch Peter Wunsch, der Leiter des Deutsch-Russischen Hauses, der den Teilnehmern nahelegte, viele noch vorhandene Probleme im Kontext des derzeitigen gesellschaftlichen Entwicklungsstadiums zu sehen und nicht nur mit deutscher Brille zu betrachten. Ihm wurde besonderer Dank zuteil für die einwandfreie Organisation des Seminarablaufs, für die Betreuung der Teilnehmer und für den simultanen Übersetzungsdienst.

Das rege Interesse und die Debattierfreudigkeit aller Teilnehmer wurde abschließend von Dr. Pletzing nicht ohne Grund als sehr erfreulich gewürdigt. Die Themen waren gut gewählt und boten viele Ansätze zum weiteren Nachdenken – ein Grund mehr, die interessante Thematik auch bei künftigen Vorhaben zu berücksichtigen.

Junggesellenleben abgeschlossen

Königsbergs Jubiläumsbrücke entwickelt sich zum Mittelpunkt einer neuen Tradition bei Hochzeitspaaren

Von Jurij Tschernyschew

Königsbergs Jubiläumsbrücke gegenüber vom sogenannten Fischdorf ist auf dem besten Wege eine Traditionsbrücke zu werden. Für Jungvermählte der Stadt gewinnt sie eine neue symbolische Bedeutung. Unmittelbar nach der Hochzeit eilen sie dorthin, um das Brückengeländer mit Vorhängeschlössern zu verschönern. Auf diese Weise schließen die Paare symbolisch mit ihrem Junggesellenleben ab; die Schlüssel werfen sie in den Pregel. Dutzende Schlösser mit den Namen Jungvermählter verzieren bereits das Geländer der Brücke und jeden Monat erhöht sich ihre Zahl.

Vor nunmehr schon über einem Jahrhundert, im Jahre 1905, wurde in Königsberg die Kaiserbrücke erbaut. Sie wurde 1945 zerstört. Ziemlich genau 100 Jahre nach ihrem Bau wurde sie 2005 anläßlich der 750-Jahrfeier der Pregelmetropole an gleicher Stelle wiedererrichtet. In den vergangenen zwei Jahren ist die Brücke ein beliebter Ort für Spaziergänge geworden, sowohl bei den Königsbergern als auch bei Besuchern der Stadt.



Gegenüber vom sogenannten Fischdorf: Das Geländer der Jubiläumsbrücke hängt voller Vorhängeschlösser. Foto: Tschernyschew



Das Vorhängeschloß von Sweta und Schenja: Möge sich der Schlüssel zu dem Schloß nie mehr auffinden. Foto: Tschernyschew

Die ostpreußische Familie



Ruth Geede Foto: privat

Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,
vor einigen Monaten erwähnte ich kurz den ältesten Ostpreußen, der seinerzeit auch der älteste Deutsche war: **Friedrich Sadowski** aus Neidenburg, der das damals kaum vorstellbare Alter von 111 Jahren erreichte. Wie alt wäre er bei seiner Konstitution wohl heute geworden! Nun bekam ich eine E-Mail von Herrn **Stefan Jamin** aus Neustadt an der Weinstraße, der im Internet auf diese Veröffentlichung gestoßen ist und sehr erstaunt darüber war, daß Sadowski aus Neidenburg stammte, denn im Guiness-Buch der Rekorde wird er in Ausgaben der Jahre 1981 und 1982 als Heidelberger bezeichnet. Da bin ich nun verblüfft. Herr Jamin interessiert sich aus wissenschaftlichen Gründen für den steinalt gewordenen Masuren, da er sich an einem privaten gerontologischen Projekt beteiligt, in dem versucht wird, so viele Personen wie möglich aus Deutschland, der Schweiz und Österreich ausfindig zu machen, die das 105. Lebensjahr vollendet haben. Dabei wurden schon viele Daten gesammelt und noch einige ungeklärte Fälle wie Sadowski. Na, über den masurischen Methusalem wird er wohl ausführlich Auskunft bekommen, denn ich bitte hiermit unsere Leserinnen und Leser, die über authentisches Material über den Neidenburger verfügen, dieses Herrn Jamin zu übermitteln. Vielleicht melden sich ja auch Angehörige der Sippe Sadowski, das wäre natürlich ein toller Erfolg. Aber auch über andere 105jährige – und noch Ältere – wird es Unterlagen geben, und ich bitte, diese ebenfalls dem Gerontologen zuzustellen. Ich bin wirklich neugierig, was da zusammenkommt. Auf das Ergebnis freue ich mich heute schon! (Stefan Jamin, Marktstraße 2 in 67433 Neustadt an der Weinstraße, Telefon 0 63 21 / 89 90 45, E-Mail: stefan.jamin@gmx.de)

Manche Briefe sind für mich wie ein Heimspiel auf dem Feld der Erinnerungen. Und so wird es anderen Leserinnen und Lesern auch ergehen, vor allem wenn sie aus Königsberg und dem Samland stammen. Frau **Ruth Henke**, Kind der Pregelstadt wie ich, gibt mir mit ihrem Schreiben eine Steilpaßvorlage, wie ich sie mir besser nicht wünschen kann, für bewahrte Erinnerungen an unsern geliebten Königsberger Tiergarten. Auslöser war für sie eine aktuelle Broschüre: „100 Jahre Hagenbecks Tierpark“. Da gingen ihre Gedanken natürlich zurück zu dem Tierparadies auf den Hufen. Sie hatte als Kind eine Jahreskarte und war somit Dauergast. Aber nach den Bombenangriffen wurde die Familie in das Ermland evakuiert, und als sie nach Königsberg zurückkehrte, begann das letzte Kapitel ihrer Königsberger Kindheit, das dann mit der Flucht im Februar 1945 seinen Abschluß fand. Ein Besuch im winterlichen Tierpark hat es nicht mehr gegeben. Und nun, da die Hagenbeck-Broschüre die Erinnerungen wieder geweckt hat, fragt Ruth Henke: „Wer hat den Tierpark noch nach den Bombenangriffen aufgesucht und weiß, wie viele und welche Tiere überlebt haben?“

Letzte Frage könnte ich auch kurz beantworten – es waren fünf: Flußpferd, Elefant, Dachs, Esel und Damhirsch –, aber damit würde uns ein Thema entgleiten, das einmal nicht schicksalsschwer ist und unsere Kolumne wohltuend aufhellt. Denn es sind die heiteren Stunden in unsern Königsberger Tagen, in die wir zurückgeführt werden und die beweisen: Wie schön war einmal unsere Stadt, welche Fülle an Erlebenswertem bot sie, wie stark war die Bindung der Menschen zum Tier, zur Natur, zur Heimat! Der Königsberger Tiergarten schrieb sich mit einem wichtigen kulturhistorischen Kapitel in die Geschichte der ostpreußischen Metropole ein. Denn er war weit über die Grenzen unserer Heimat bekannt, galt als einer der schönsten und besten Zoologischen Gärten Deutschlands, und das nicht erst, seit er nach dem Vorbild Hagenbeck als einer der ersten viele Tiere aus ihren Käfigen befreit hatte. Aber Zoo – nein, so sagte niemand.

Schon damals nicht, als die Pferdeeisenbahn die Besucher in das „draußen vor dem Steindammer Tor“ gelegene 17 Hektar große, malerisch vom Hufenbach durchzogene Areal brachte, das 1896 nach der darauf veranstalteten Gewerbeausstellung in ein Freizeitgelände umgewandelt worden war, das Tierschau und Park harmonisch verband und die vorhandenen Holzgebäude zu künstlerischen Veranstaltungen und gastronomischen Zwecken nutzte. 1910 apostrophierte es ein Reiseführer als „Erste Sehenswürdigkeit der Stadt und der Provinz“. Da hatte es bereits einen Bestand von 2126 Tieren, bot täglich Konzerte, ein Kurprogramm mit Molke und Mineralbrunnen, die einzige deutsche Rollschulbahn unter freiem Himmel und vieles mehr. Und als dann in der Hufenbachschlucht das erste Freilichtmuseum Deutschlands eingerichtet wurde – zum Sinnbild wurde der Elch, der dort ein weiträumiges Erlenrevier fand –, war der Königsberger Tiergarten zu einer international bekannten Zooanlage mit Vorbildfunktion geworden, in dem auch Hagenbeck mit seinen Völkerschauen zu Gast war.

Und da setzt meine Erinnerung ein – und die ist nicht gerade angenehm. Auf der Indien-Schau wurde für Kinder Elefantenreiten veranstaltet, und ich fünfjähriges Gnaschelchen mußte rauf, ob ich wollte oder nicht. Ich schaukelte da oben ganz vorn auf dem riesigen Dickhäuter, die großen Ohren klatschten auf meine bloßen Beinchen, ich saß ohne Decke direkt auf der Lederhaut, die harten Borsten piecksten, und ich rutschte, rutschte, rutschte – bis mein großer Bruder mich gnädig auffing. Geblieben ist bis heute eine Elefantenphobie! Da ich in Hamburg in der Nähe von Hagenbecks Tierpark wohne, kann ich sie bei jedem Besuch bestätigen. Aus Distanz!

Dies nur als kleine Kostprobe für die Erinnerungen, die nun diejenigen in unserm ostpreußischen Familienrund überfallen werden, die als kleine Genossen oder schon als erwachsene Besucher unsern Königsberger Tiergarten erlebten. Und sicher wird Frau Henke die erwünschten Informationen über die letzten Tage dieses deutschen Zoologischen Garten erhalten, ehe er in Schutt und Trümmern versank. 1947 wurde er mit 50 Tieren von den Russen wieder eröffnet. Heute leben dort 900 Tiere, zum Teil unter traurigen Verhältnissen. Doch das ist ein anderes Kapitel. (Zuschriften an Ruth Henke, Bülowstraße 22 in 24105 Kiel, Telefon 04 31 / 33 44 34.)

Nachfassen – das ist schon manchmal nötig, wenn keine Resonanz auf einen veröffentlichten Wunsch erfolgte, aber mitunter auch mit viel Mühe verbunden, wenn die Betreffenden nicht unsere Zeitung lesen. Das muß im Fall von Herrn **Hansgeorg Litty** aus Georgsmarienhöhe der Fall sein, der höflich anfragt, ob wir noch in seinem Fall am Ball sind. Waren wir längst, lieber Landsmann, denn wir haben Ihren Suchwunsch bereits vor einem Jahr veröffentlicht – *PAZ / Das Ostpreußenblatt* Nr. 37 vom 16. September 2006 –, aber es war wohl ein Fehlschuß, denn anscheinend hat sich niemand bei Ihnen gemeldet. Bringen wir also Herrn Littys Wunsch noch einmal, vielleicht gibt es diesmal eine Resonanz. Es geht um seine väterliche Linie, die nach Nordenburg führt, wo die Familie bis zur Vertreibung lebte. Sein Vater **Hans Georg Litty**, * 18. Januar 1907 in Nordenburg, fand auch in der Heimatstadt seine berufliche Existenz, unter anderem als Leiter der Stadtverwaltung. Die Familie muß also sehr bekannt in Nordenburg gewesen sein, zumal Hans Georg Litty der Sohn des Schuhmachermeisters **Johann Julius** Litty aus Nordenburg war – über den sein Enkel nun leider so gut wie nichts weiß. Es fehlen sämtliche Daten, auch von seiner Großmutter ist nur bekannt, daß sie eine geborene **Domnick** war und aus Nordenburg stammte. Wahrscheinlich ist Johann Julius Litty auch in Nordenburg oder Umgebung geboren, aber wo, wann, wer waren seine Eltern? Auch das Sterbedatum fehlt, mit Sicherheit starb der Schuhmachermeister noch vor der Vertreibung. Vielleicht kommen wir jetzt bei dieser erneuten Suche voran. Hansgeorg Litty wäre sehr dankbar, wenn sich Spuren finden ließen. (Hansgeorg Litty, Eichendorffweg 18 in 49124 Georgsmarienhütte.)

Was wäre unsere Familie ohne die vielen Mitdenker, Mithelfer, Mittelsleute, die alle nur erdenklichen Wege abtasten, um eine Lösung zu finden. Das wurde mir wieder einmal so bewußt, als ich den Brief von **Herrn Wolfgang Wever** öffnete, der schon durch seinen Umfang verriet, daß sich der geborene Bartensteiner – wie schon so oft – um eine Familienangelegenheit intensiv bemüht hat. Ich hatte mich nicht geirrt, allerdings mußte ich zuerst einmal Gedächtnis und Archiv bemühen, denn die Sache liegt etwas länger zurück. In der *PAZ / Das Ostpreußenblatt* Nr. 1/2006 hatten wir eine wunderschöne Brosche abgebildet, einen Engelskopf im Flügelkranz aus Elfenbein. Das Schmuckstück hatte einst der Pfarrersfrau **Marie Hundsdörfer** gehört, sie hatte es der jetzigen Besitzerin als Dank für deren Tätigkeit in ihrem Haushalt geschenkt, als sie – wie in dem übermittelten Suchwunsch angegeben – für die Herrnhuter Gemeinde nach Afrika ging. Es zeichneten sich schon bald nach der Veröffentlichung einige Unstimmigkeiten ab, die jetzt durch die von Herrn Wever zugesandten Unterlagen bestätigt wurden. Danach ist Maria Hundsdörfer, die erst nach dem Krieg den verwitweten Pfarrer **Johannes** Hundsdörfer heiratete – sie hatte als Gemeindehelferin mit dessen erster Ehefrau **Hannah** die Gemeinde Schönbruch, Kreis Bartenstein betreut und sie bis zu deren Typhustod 1945 begleitet –, nicht in Afrika gewesen, sondern war mit ihrem Mann auch nach dessen Pensionierung von Niedersachsen – ihrer Geburtsheimat – aus unermüdlich für die Mitglieder ihrer alten ostpreußischen Gemeinde tätig. Sie verstarb am 22. April 2005 im Alter von 85 Jahren, tief betrauert von vielen Vertriebenen aus dem Kreis Bartenstein, wie die Nachrufe beweisen. Die Suche galt also leider einer Verstorbenen. Auch nach dem namentlich erwähnten Sohn **Ulrich** des Pfarrers Hundsdörfer kam die Suche zu spät: Der einstige Klassenkamerad von Herrn Wever aus der Bartensteiner Oberschule verstarb schon 1988. Herr Wever legt noch einen von Ulrich Hundsdörfer handgeschriebenen Brief den vielen Unterlagen bei, die zeigen, wie sehr sich Herr Wever bemüht hat, die Suchfrage zu lösen. Dafür möchte ich ihm danken! Die Schlußworte seines Briefes gelten leider für so manche ungelöst gebliebenen Vorgänge in unserer Familienarbeit: „Die Zeit läuft schneller, als es uns lieb ist!“ Drum, lewe Landslied: Nich so lang wachte, beeter schriewe!

Eure

Ruth Geede

„Unsere Familie“ auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de

Wir gratulieren ...

ZUM 106. GEBURTSTAG

Rothe, Helene, geb. **Willig**, aus Birkenmühle, Kreis Ebenrode, jetzt Altenpflegeheim „M.-A.-Nexö“, Stöfferitzerstraße 26 WB 42, Zimmer 4242, 04317 Leipzig, am 7. Oktober

ZUM 103. GEBURTSTAG

Salka, Otto, aus Pilgramsdorf, Kreis Neidenburg, jetzt Normannstraße 2, 46446 Emmerich, am 9. Oktober

ZUM 101. GEBURTSTAG

Kalinkat, Marta, geb. **Hopp**, aus Bredauen, Kreis Ebenrode, jetzt Erbhaistraße 2 A, 37441 Bad Sachsa, am 10. Oktober

ZUM 98. GEBURTSTAG

Hennig, Karl, aus Brittanien, Kreis Elchniederung, jetzt Tangstedter Straße 57, 25462 Rellingen, am 14. Oktober

ZUM 97. GEBURTSTAG

Falkowski, Charlotte, geb. **Warda**, aus Prostken, Hindenburgstraße 39, Kreis Lyck, jetzt Sülfelder Straße 17, 23869 Elmenhorst, Kreis Stormarn, am 10. Oktober

Wilkewitz, Luise, geb. **Golz**, aus Sanditten, Götzendorf, Kreis Wehlau, jetzt Leinbergerstraße 4, 44141 Dortmund, am 14. Oktober

Bahlo, Emma, geb. **Nagorny**, aus Nisken, Kreis Johannisburg, jetzt Am Flugplatz 12, 99996 Menteroda, am 13. Oktober

ZUM 95. GEBURTSTAG

Niewierra, Gustav, aus Winsken, Kreis Neidenburg, jetzt Staufenstraße 2, 73240 Wendlingen, am 9. Oktober

Riechert, Gertrud, geb. **Radau**, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Burkhardtsdorfer Straße 18, 09221 Adorf / Erzgebirge, am 11. Oktober

Schenk, Karl-Gustav, aus Sandau, Kreis Ebenrode, jetzt Blumenstraße 15, 39606 Osterburg, am 4. Oktober

Weigand, Emma, geb. **Gurgsdies**, aus Ansorge, Kreis Elchniederung, jetzt Raupelsweg 1, 55118 Mainz, am 11. Oktober

Wiesinger, Ida, geb. **Donder**, aus Seebrücken, Kreis Lyck, jetzt Schusterstraße 15, Lutherstift, 42105 Wuppertal, am 8. Oktober

ZUM 94. GEBURTSTAG

Friederici, Lotte, geb. **Kopanna**, aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt Lüneburger Weg 6, 30900 Wedemark, am 9. Oktober

Hotow, Lieselotte Agnes, aus Dreimühlen, Kreis Lyck, jetzt Friedrich-Ebert-Damm 30, 22049 Hamburg, am 14. Oktober

ZUM 93. GEBURTSTAG

Fahlke, Lieselotte, geb. **Schergaut**, aus Roddau Perkuiken, Kreis Wehlau, jetzt Marienhölzungsweg 17 A, 24939 Flensburg, am 14. Oktober

Hinrichsen, Gertrud, geb. **Dommasch**, aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Süderengweg 31, Residenz An der Düne, 25923 Süderlügüm, am 9. Oktober

Kokslowski, Gertrud, geb. **Muhlack**, aus Allenburg, Schwönestraße, Kreis Wehlau, jetzt Marienhölzungsweg 17 A, 24939 Flensburg, am 14. Oktober

Soldanski, Erna, geb. **Zech**, aus Bartkenguth, Kreis Neidenburg, jetzt Görtzhof 53, 45891 Gelsenkirchen, am 9. Oktober

ZUM 92. GEBURTSTAG

Bodin, Hildegard, aus Kalkofen, Kreis Lyck, jetzt Hauptstraße 21, 58452 Witten, am 8. Oktober

Herrmann, Erika, geb. **Budzinski**, aus Grunau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Finkenried 6 i, 22844 Norderstedt, am 13. Oktober

Juckel, Bernhard, aus Urbansprind, Kreis Elchniederung, jetzt Sonnenbergsweg 15, 27299 Langwedel, am 8. Oktober

Miltz, Emilie, geb. **Kensy**, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Bülser Straße 124, 45964 Gladbeck, am 8. Oktober

ZUM 91. GEBURTSTAG

Bartel, Erna, geb. **Siebert**, aus Ostseebad Cranz, jetzt Spieringhorster Straße 26, 23564 Lübeck, am 10. Oktober

Glang, Elfriede, geb. **Müller**, aus Paterswalde, Kreis Wehlau, jetzt Am Eichpold 17, 83052 Brukkmühl, am 11. Oktober

Ilkow-vel-Olynyk, Wanda, geb. **Eckert**, aus Schulzenwiese, Kreis Elchniederung, jetzt Hagenholt 13, 48324 Sendenhorst, am 9. Oktober

Sanio, Erich, aus Seliggen, Kreis Lyck, jetzt Zipstraße 11, 44339 Dortmund, am 9. Oktober

Schattner, Bruno, aus Gutsweide, Kreis Ebenrode, jetzt Kleybredde 63, 44149 Dortmund, am 10. Oktober

Tanzig, Ernst, aus Rastenburg und Königsberg, jetzt von-Hess-Straße 12, 97762 Hammelburg, am 5. Oktober

ZUM 90. GEBURTSTAG

Bollack, Marianne, geb. **Wenck**, aus Ostseebad Cranz, jetzt Am Wall 6, 33790 Halle, am 12. Oktober

Fisch, Charlotte, geb. **Reinhard**, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Heinrich-Heine-Straße 18, 65201 Wiesbaden, am 10. Oktober

Hoffmann, Gertrud, geb. **Krause**, aus Klein Nuhr, Kreis Wehlau, jetzt Amselstraße 10, 27711 Osterholz-Scharmbeck, am 11. Oktober

Hübner, Gertrud, geb. **Bacher**, aus Kattenau, Kreis Ebenrode, jetzt Dörpefeld 19, 30419 Hannover, am 11. Oktober

ZUM 85. GEBURTSTAG

Boden, Otto, aus Groß Gardienen, Kreis Neidenburg, jetzt Celler Heerstraße 143, 38114 Braunschweig, am 13. Oktober

Czudny, Kurt, aus Rodental, Kreis Lötzen, jetzt R.-Virchow-Straße 2, 09366 Stollberg, am 8. Oktober

Litwin, Irma, geb. **Jopp**, aus Nußberg, Kreis Lyck, jetzt Buchenweg 20, 17192 Waren, am 8. Oktober

Lorson, Eva, geb. **Klaschus**, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Hollandstraße 6, 66663 Merzig, am 8. Oktober

Lukawski, Elfriede, geb. **Schön**, aus Eiserwagen, Kreis Wehlau, jetzt Kirchgarten 16, 51643 Gummersbach, am 13. Oktober

Mai, Margarete, geb. **Kackschies**, aus Brittanien, Kreis Elchniederung, jetzt Kleiststraße 3, 38465 Brome, am 13. Oktober

Meinert, Hildegard, aus Lyck, Bismarckstraße 47, jetzt Guntherstraße 189, 50739 Köln, am 14. Oktober

Niederstrasser, Otto, aus Kassuben, Kreis Ebenrode, jetzt Königsbergerstraße 18, 51688 Wipperfürth, am 14. Oktober

Paschink, Liebtraut, geb. **Biernat**, aus Bolzhagen, Kreis Elchniederung, jetzt Bonnestraße 24, 21365 Adendorf, am 13. Oktober

Sänger, Gerda, geb. **Bangerter**, aus Sensburg, Schulstraße 6, jetzt Carl Hertelstraße 1, 09116 Chemnitz, am 12. Oktober

Schäfer, Gertrud, geb. **Michalzik**, aus Kechlersdorf, Kreis Lyck, jetzt Saalburgallee 35, 60385 Frankfurt, am 11. Oktober

Spieß, Arno, aus **Plampen**, Kreis Pillkallen, jetzt Kürkoppel 17, 24106 Kiel, am 14. Oktober

Ulrich, Elsa, geb. **Schulz**, aus Königsberg, Juditter Allee 114, jetzt Sentaweg 9, 32756 Detmold, am 4. Oktober

Weißbach, Elisabeth, geb. **Buchau**, aus Tewellen, Kreis Elchniederung, jetzt Estrich 14, 37327 Breitenbach, am 14. Oktober

ZUM 80. GEBURTSTAG

Bandorski, Christel, geb. **Chudzin**, aus Stettenbach, Kreis Lyck, jetzt Im Engelchen 21, 56567 Neuwied, am 11. Oktober

Döhring, Renate, geb. **Anus**, aus Neidenburg, jetzt Niedersachsenstraße 1, 31832 Springe, am 13. Oktober

Eggert, Lotte, geb. **Henning**, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Gruentaler Straße 24, 72250 Freudenstadt, am 13. Oktober

Freese, Gretel, geb. **Stenzel**, aus Schwentainen, Kreis Treuburg, jetzt Gärtnerstraße 18, 25364 Westerhorn, am 8. Oktober

Friedrichs, Erna, geb. **Dombrowski**, aus Mulden, Kreis Lyck, jetzt Krimpeweg 9, 31061 Alfeld, am 9. Oktober

Gause, Alfred, aus Seliggen, Kreis Lyck, jetzt Blumenstraße 4, 32791 Lage, am 9. Oktober

Goltermann, Edith, geb. **Gengel**, aus Seckenburg, Kreis Elchniederung, jetzt Beethovenstraße 18, 29664 Walsrode, am 10. Oktober

Hammermeister, Helmut, aus Allenburg, Allestraße, Kreis Wehlau, jetzt Ostpreußenstraße 14, 4515 Grevenbroich, am 11. Oktober

Henne, Gerda, geb. **Rischkau**, aus Strobjehnen, Kreis Samland, jetzt Am Walde 7, 21614 Buxtehude, am 8. Oktober

Henning, Helmut, aus Damerau, Kreis Ebenrode, jetzt Lehnitzerstraße 6a, 16515 Wensickendorf, am 11. Oktober

Hennighausen, Hildegard, aus Königsberg-Rothenstein, Schwalbenweg 60, jetzt Sahlenburger Straße 126, 22309 Hamburg, am 22. September

Herr, Eva, geb. **Gitt**, aus Tutschen, Kreis Ebenrode, jetzt Waldwinkel 3, 29497 Woltersdorf, am 11. Oktober

Hofer, Manfred, aus Weidenfließ/Schillen, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt Am Berg 7, 42799 Leichlingen, am 14. Oktober

Hoffmann, Paul, aus Stadtfelde, Kreis Ebenrode, jetzt Fischbeckstraße 40, 21629 Neu Wulmstorf, am 10. Oktober

Johrden, Fritz, aus Weinsdorf, Kreis Mohrungen, jetzt Glockenweg 4, 32423 Minden / Leteln, am 12. Oktober

Kleta, Ernst, aus Duneiken, Kreis Treuburg, jetzt Dorfstraße 39, 18513 Grammendorf, am 10. Oktober

Koslowski, Horst, aus Rostken, Kreis Lyck, jetzt Anemonenweg 5, 30900 Wedemark, am 10. Oktober

Kossak, Bruno, aus Rogonnen, Kreis Treuburg, jetzt Broeckhof 14, 47623 Kevelaer, am 14. Oktober

Krüger, Artur, aus Lyck, Stradauner Chaussee 13, jetzt Böbinger Straße 33, 73540 Heubach, am 13. Oktober

Kurschinski, Alfred, aus Lübeckfelde, Kreis Lyck, jetzt Mettmanner Straße 35, 40699 Erkrath, am 13. Oktober

Laskokwski, Hildegard, aus Schreitlacken, Kreis Samland, jetzt Am Stadtfeld 19, 06636 Laucha / Unstrut am 10. Oktober,

Mallon, Heinz, aus Treuburg, Schmale Gasse, jetzt Hasenhegerweg 34, 12353 Berlin, am 13. Oktober

Mohaupt, Eva, geb. **Kurreik**, aus Elbings Kolonie, Kreis Elchniederung, jetzt Hegacker, 29 A, 44627 Herne, am 12. Oktober

Neubacher, Klaus, aus Groß Friedrichsdorf, Kreis Elchniederung, jetzt Am Vogelsgesang 11, 35708 Haiger, am 8. Oktober

Paschke, Johanna, geb. **Skarneck**, aus Groß Weißensee, Kreis Wehlau, jetzt Karolingerstraße 25, 27570 Bremerhaven, am 11. Oktober

Preick, Else, geb. **Ahlf**, aus Tapiau, Memellandstraße, Kreis Wehlau, jetzt Mühlenweg 102, 51371 Leverkusen, am 9. Oktober

Rohde, Manfred, aus Wehlau, Vogelweide, jetzt Ortrudstraße 7, 12159 Berlin, am 12. Oktober

Rozynski, Käthe, geb. **Behrend**, aus Grünau, Kreis Elchniederung, jetzt Gilgegrund 8, 22049 Hamburg, am 12. Oktober

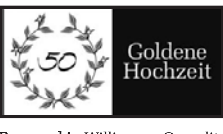
Seibt, Waltraud, geb. **Skerra**, aus Weißengrund, Kreis Ortelsburg, jetzt Dürerstraße 16, 90562 Kalchreuth, am 12. Oktober

Stolze, Inge, geb. **Albrecht**, aus Königsberg, Altroßg. Predigerstraße 41 a, jetzt Leibnitzstraße 33, 45219 Essen-Kettwig, am 12. Oktober

Stubbe, Gisela, geb. **Buttgereit**, aus Wehlau, Memeler Straße, jetzt Am Sturmwald 45, 44227 Dortmund, am 11. Oktober

Wenning, Sigrid, geb. **Pelzer**, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Espanstraße 90, 90765 Fürth, am 10. Oktober

Wiebach, Johanna, aus Alexbrück, Kreis Ebenrode, jetzt Dorfstraße 116, 06425 Belleben, am 1. Oktober



Barnowski, Willi, aus Quanditten, Kreis Fischhausen, und Frau Käte, geb. **Birkner**, aus Seemen, Kreis Osterode, jetzt Ahornstraße 5, 33818 Leopoldshöhe, am 12. Oktober

Fördererkreis Ostpreußisches Jagdmuseum

Lüneburg – Zu einer Mitgliederversammlung mit anschließender Vortragsveranstaltung am Sonnabend, 20. Oktober, 13.30 Uhr, im Brömse-Haus, Am Berge 35, Lüneburg, lädt der Fördererkreis Ostpreußisches Jagdmuseum – Hans-Ludwig Loeffke Gedächtnisvereinigung ein. Nach der Versammlung findet traditionsgemäß eine Vortragsveranstaltung statt. Diese beginnt um 16.30 Uhr. Generalmajor a. D. Gerd Schultze-Rhonhof referiert über „Der lange Anlauf zum Zweiten Weltkrieg“. Freunde und Gäste sind herzlich eingeladen. Kostenbeitrag 5 Euro. Postanschrift: Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 4 26 84.

Seminar Werkwoche in Bad Pyrmont

Hamburg – Unter der Leitung der Bundesvorsitzenden der ostpreußischen Frauenkreise, Uta Lüttich, findet vom 16. bis 22. Oktober 2007 im Ostheim in Bad Pyrmont die 53. Werkwoche statt. In den Arbeitsgruppen Musterstricken (Handschkes), Sticken, Weißstocken, Trachtennähen sowie Weben und Knüpfen sind noch Plätze frei. Besonders würden wir uns über eine Teilnahme von jüngeren Interessierten freuen. Die Seminargebühr beträgt 120 Euro bei freier Vollverpflegung und Unterbringung im Doppelzimmer. Einzelzimmer stehen nur im begrenzten Umfang zur Verfügung, der Zuschlag beträgt 6 Euro pro Nacht. Fahrkosten werden nicht erstattet.

Hinweis: *Die Veranstaltung wird gefördert mit Mitteln des Bundes über die Kulturreferentin am Ostpreußischen Landesmuseum, Lüneburg. Die Seminargebühr beträgt für diese Werkwoche 120 Euro.*

Nähere Informationen und Anmeldeformulare erhalten Sie bei der Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 26, Fax (0 40) 41 40 08 48.

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonnabend, 6. Oktober, 21.55 Uhr, Vox: Die Deutschen – Eine Alltagsgeschichte des 20. Jahrhunderts (1/3).

Sonntag, 7. Oktober, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Sonntag, 7. Oktober, 19.10 Uhr, n-tv: Hitlers Raketentunnel.

Sonntag, 7. Oktober, 20.15 Uhr, MDR: Geschichte Mitteldeutschlands. Händel – Das Geheimnis eines Genies.

Montag, 8. Oktober, 20.40 Uhr, Arte: Taxi zur Hölle – Dokumentation wie ein unschuldiger afghanischer Taxifahrer in US-Gewahrsam zu Tode gefoltert wird.

Montag, 8. Oktober, 22.30 Uhr, Arte: Demokratie in Uniform.

Dienstag, 9. Oktober, 20.40 Uhr, Arte: Für Gott, Zar und Vaterland. Über ein Dorf für Anhänger Putins.

Dienstag, 9. Oktober, 22.30 Uhr, N24: Die Hindenburg.

Mittwoch, 10. Oktober, 20.40 Uhr, Arte: Krieg gegen den Terror – Stockfinster.

Mittwoch, 10. Oktober, 22.35 Uhr, Arte: Die Chefin – Frauen an die Macht.

Mittwoch, 10. Oktober, 23.30 Uhr, ARD: Top Secret – Agenten im Kalten Krieg.

Donnerstag, 11. Oktober, 22,35 Uhr, Arte: Auf der Suche nach Gandhi.

Freitag, 12. Oktober. 20.15 Uhr, Hessen: Reise durch Ostpreußen.

Gemeinschaft ev. Ostpreußen

München – Den 9. Kirchentag veranstaltet die Gemeinschaft evangelischer Ostpreußen am Sonntag, 16. Oktober, 10 Uhr, in der Bischofskirche St. Matthäus, Sendlinger-Tor-Platz. Die Festpredigt hält Rektor Pfarrer Dr. K. H. Bierlein. Anschließend wird der Kirchentag fortgesetzt im nahe gelegenen Mathildensaal des Evangelischen Handwerksvereins München, Mathildenstraße 4. Schwerpunktthema: „Vor 60 Jahren Übernahme von 111 ostpreußischen Diakonen aus Carlshof (Rastenburg) in die Rummelsberger Diakonen-Brüderschaft“. Es singt der Ostpreußenchor München. Informationen und Anmeldungen bei Pfarrer Werner Ambrosy, Telefon (0 89) 6 11 44 00.

Ostpreußisches Sommerfest 2008

Hamburg – Ihr Ostpreußisches Sommerfest feiert die Landsmannschaft Ostpreußen am 2. August 2008 wieder in Ostpreußen. Der Ort wird noch rechtzeitig bekanntgegeben. Die Kreisgemeinschaften werden gebeten, diesen Termin bei ihren Reisen nach Ostpreußen zu berücksichtigen.

Veranstaltungskalender der Landsmannschaft Ostpreußen

26. bis 28. Oktober: Seminar der Schriftleiter in Bad Pyrmont.

3. / 4. November: Ostpreußische Landesvertretung in Bad Pyrmont.

5. bis 9. November: Kulturhistorisches Seminar für Frauen in Bad Pyrmont.

Nähere Auskünfte erteilt die Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft Ostpreußen, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 26. Auf die einzelnen Veranstaltungen wird in der Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt *noch gesondert hingewiesen.*

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT LANDESGRUPPEN



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Stuttgart – Mittwoch, 17. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel Wartburg, Lange Straße 49. Die Landeskulturreferentin Ursula Gehm hält einen Diavortrag über: „Eindrücke und Erfahrungen von der Kurischen Nehrung“.

Pforzheim – Mittwoch, 31. Oktober, 19 Uhr, 122. Preußische Tafelrunde im Parkhotel Pforzheim. Dr. Hans-Werner Rautenberg hält den Festvortrag zum Thema „König Friedrich Wilhelm I. und die Aufnahme der vertriebenen Salzburger Protestanten in Ostpreußen“.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Ansbach – Sonnabend, 20. Oktober, 17 Uhr, Treffen der Gruppe in der Orangerie. Es wird Erntedank gefeiert und Königsberger Klopse gegessen.

Bamberg – Mittwoch, 15. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Gruppe in der Gaststätte Tambosi, Promenade.

Fürstenfeldbruck – Sonntag, 14. Oktober, 14 Uhr, Feier am Gedenkstein zum „Tag der Heimat“, Waldfriedhof. Um 15 Uhr findet ein Treffen mit Nachfeier in der Gaststätte Auf der Lände statt.

Ingolstadt – Sonntag, 14. Oktober, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Gasthaus Bonschab, Münchener Straße 8.

Landshut – Dienstag, 16. Oktober, 14 Uhr, Erntedankfeier der Gruppe in der „Insel“.

Memmingen – Mittwoch, 17. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel Weißes Roß.

München Nord / Süd – Sonnabend, 20. Oktober, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus des Deutschen Ostens, Am Lilienberg 5, 81669 München. Gemeinsame Kaffeetafel und Hubertus Moeller berichtet über seine Jugendzeit in der Heimat: „Mit der Haffuferbahn hin und zurück – von Elbing bis Braunsberg“.

Nürnberg – Freitag, 12. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Tucherbräu am Opernhaus“. Dort wird zusammen mit dem Singkreis das Erntedankfest gefeiert.

Weißenburg-Gunzenhausen – Freitag, 19. Oktober, 19 Uhr, Mitgliederversammlung mit Neuwahlen im „Schloßbräustüberl“ Ellingen. Nach dem gemeinsamen Essen hält Heide Bauer einen interessanten Bericht über „Ost- und Westpreußenreise des Bezirksverbandes Mittelfranken“.



BERLIN

Vorsitzender: Rüdiger Jakesch, Geschäftsstelle: Stresemannstraße 90, 10963 Berlin, Zimmer 440, telefon (0 30) 2 54 73 43 Geschäftszeit: Donnerstag von 13 Uhr bis 16 Uhr Außerhalb der geschäftszeit: Marianne Becker, Telefon (0 30) 7 71 23 54



Rastenburg – Sonntag, 14. Oktober, 15 Uhr, Erntedankfest im Restaurant Stammhaus, Rohrdamm 24 B, 13629 Berlin. Anfragen: Herbert Brosch, Telefon 8 01 44 18.

BRANDENBURG

Landesvorsitzender: Horst Haut, Oranienburger Chaussee 7, 16515 Schmachtenhagen, Telefon und Fax (0 33 01) 80 35 27. Ehrenvorsitzender: Georg Vögerl, Buggestraße 6, 12163 Berlin, Telefon (0 30) 8 21 20 96, Fax (0 30) 8 21 20 99

Oberhavel – Die Gruppe feierte zum 15. Male ihr Erntedankfest. Einige Mitglieder schmückten die Bühne des Saales mit Blumen und Gemüse aus ihrem Garten. Die Wirtin, Dora Neumann, servierte zum Kaffee ihren selbstgebackenen Kuchen mit Sahne, dazu spielte leise Kaffeemusik. Die Mitglieder der Frauengruppe überraschten die Gäste mit einer Modenschau mit der Mode Mobil aus Berlin. Es wurde eine Kollektion der Herbst- und Wintermode gezeigt; auch für die Herren gab es eine kleine Auswahl. Während der Vorführung der einzelnen Modelle ging es recht lustig zu. Als Model standen Frau Karupka, Frau Opitz und Frau Haut zur Verfügung. Lm. Liedke zauberte durch seine Musik eine tolle Stimmung; es wurde getanzt und gesungen. Schnell verging die Zeit und schon servierte die Wirtin das Abendbrot. Es gab ein leckeres, gebackenes Wildschwein. Der Wirtin, ihren fleißigen Helfern sowie Herrn Liedke sei für ihre Mühen Dank gesagt. Lm. Skirol wird für seine Gedichtsvorträge zum Erntedankfest von damals gedankt.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremerhaven – Freitag, 19. Oktober, 14.30 Uhr, 81. Stiftungsfest der Ostpreußen im „Barlach-Haus“. Für die musikalische Umrahmung sorgt die Akkordeon-Gruppe des Barlach-Hauses, die auch schon beim Sommerfest aufspielte. – Der langjährige Leiter des Barlach-Hauses, Horst Murken, wurde in den offiziellen Ruhestand verabschiedet. Eine kleine Abordnung der Gruppe übergab ein Weinpräsent und dankte für die gute Zusammenarbeit über viele Jahre hinweg. Natürlich hofft man auf ein gutes Miteinander auch mit seinem Nachfolger.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

HEIMATKREISGRUPPE



Gumbinnen – Sonnabend, 6. Oktober, 7. Heimattreffen im Hotel zur Glashütte, Segeberger Chaussee 309, 22851 Norderstedt, Telefon (0 40) 52 98 66 35. Man gelangt dorthin mit zwei Buslinien, die von der U-Bahnstation Ochsenzoll abfahren und nach zehn Minuten das Hotel bei der Haltestelle „Hofweg“ erreichen. Bus 378 fährt ab Ochsenzoll um 8.30 und ab 9.50 Uhr alle 40 Minuten. Bus 755 fährt stündlich ab 8.25 Uhr ab Ochsenzoll. Weitere Auskünfte erteilt Mathilde Rau, Telefon (0 40) 6 01 64 60, oder Hans Günter Schattling, Telefon (0 40) 5 22 43 79.



Insterburg – Mittwoch, 7. November, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel Zeppelin, Frohmestraße 123 – 125, 22459 Hamburg, Telefon (0 40) 55 90 60. Im grauen Monat November soll das gemütliche Geschabber „warm“ halten.



Königsberg – Sonnabend, 13. und Sonntag, 14. Oktober, Bundesweites Treffen der Königsberger und Ostpreußen in den Mozartsälen, Moorweidenstraße 36, gegenüber Dammtorbahnhof. Die Säle sind am Sonnabend, ab 10 Uhr, und am Sonntag, ab 9.30 Uhr, geöffnet (Nähere Informationen siehe in den Heimatkreisen unter Königsberg-Stadt). Reservierung für Schultische und Auskünfte bitte über Ursula Zimmermann, Klärchenstraße 21, 22299 Hamburg, Telefon (0 40) 4 60 40 76 (ab 26. September).



Osterode – Sonnabend, 6. Oktober, 15 Uhr, fröhliches Beisammensein der Gruppe unter der Erntekrone im Restaurant Rosengarten, Alsterdorfer Straße 562, 22337 Hamburg, in unmittelbarer Nähe des U- und S-Bahnhof Ohlsdorf. Bei Musik und Gesang soll das heimatliche Erntefest gefeiert werden. Spenden für den Erntetisch werden dankbar angenommen. Der Eintritt ist frei.



Sensburg – Sonntag, 7. Oktober, 15 Uhr, Erntedankfest der Gruppe im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Gäste sind herzlich willkommen.

BEZIRKSGRUPPEN

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 29. Oktober, 12 Uhr, Heimatnachmittag im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88, Meckelfeld (mit der Buslinie 443 bis Waldquelle). Es gibt ein Schmand-Schinken-Essen mit buntem Rahmenprogramm. Anmeldungen für das Essen sind unbedingt erforderlich. Anmeldung bei Gertrud Kies, Telefon 5 00 09 31.

SALZBURGER VEREIN

Sonnabend, 6. Oktober, 13 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel St. Raphael, Adenauerallee 41, Hamburg. Nähe Hauptbahnhof und Bahnhof Berliner Tor. Gastredner Dr. Horst Berndt spricht zum Thema: „Die evangelische Kolonie der Tiroler im Zillertal ab 1840 in Schlesien“.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Darmstadt – Sonnabend, 20. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Luise-Büchner-Haus / Bürgerhaus am See, Grundstraße 10 (EKZ). Nach der Kaffeetafel referiert Braumeister Clemens Kummermehr über den Ausspruch von Paracelsus: „Bier ist eine göttliche Medizin“ und bietet Gratisproben von selbstgebrautem Erntedankfestbier und knusprigem Bierbrot. – Dieter Leitner und Erwin Balduhn begrüßten die Gäste. Gerhard Turowski sprach über Dostojewski, der schon 1849 eine Vorahnung hatte, daß Despoten „die Welt um Blut ertränken“ werden. Er leitete über zur 68er-Bewegung, zum Islam und zur heutigen Stellung der christlichen Kirchen. Anni Oest grüßte mit einem humorigen Text („Stolz auf Falten / Humor behalten / Gott vertrauen“) alle, die Geburtstag hatten. Der stellvertretende Vorsitzende Erwin Balduhn trug ein Herbstgedicht vor. Ursula Nötzel (Jahrgang 1939) schilderte anschließend ihre Kindheitserlebnisse unter kommunistischer Herrschaft in Danzig. Die Familie lebte in Neufahrwasser, später bei der Großmutter in Lauental. Die Schwierigkeiten begannen in der Volksschule. Da sie kaum Polnisch sprechen konnte, wurde sie ständig von Mitschülern und Lehrern ausgelacht. Auch auf dem Lyzeum in Oliva wurde sie trotz bester Noten oft schikaniert. Wenn sie bei offiziellen Anlässen auftreten sollte und ein Delegationsteilnehmer sie nach ihrem Geburtsort fragte, durfte sie die Bühne nicht betreten. Später absolvierte sie ein erziehungswissenschaftliches Studium. Deutsch zu sprechen war sowieso verboten. 1947 konnte ihr Vater aus russischer Gefangenschaft nach Danzig zurückkehren. Bei Behördengängen mußte sie für ihren Vater dolmetschen. Die Familie mußte ihren deutschen Namen Senger ablegen. Sie wählten den Namen einer Urgroßmutter: Kowalewski. Zu diesem Zeitpunkt lebte die Familie und ihre Verwandtschaft mit sieben Personen in einem Zimmer, das der Großmutter im eigenen Haus noch verblieben war. Die unmittelbaren Jahre nach dem Krieg waren von Hunger geprägt. Es war ein immerwährender Kampf ums Essen. Selbst für Grundnahrungsmittel mußte man stundenlang Schlange stehen. 1958 – nach 13 Jahren – konnte die Familie nach vielfachen Anträgen endlich nach Westdeutschland ausreisen. In der Bundesrepublik wollte man ihren Schulabschluß nicht anerkennen. Ihre Deutschkenntnisse waren auch verkümmert. 1961 hat sie die mittlere Reife nachgeholt und arbeitet später im Postdienst. Bevor man zum Abschluß einige Lieder sang, erzählte Erwin Balduhn die lustige Geschichte, wie die russische Feuerwehr bei einem Brand Wodka „privatisiert“ hatte.

Hanau – Sonntag, 14. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Café Menges. – Sonntag, 14. Oktober, Erntedankfest des BdV im Bürgerhaus, Hanau-Wolfgang.

Wiesbaden – Donnerstag, 18. Oktober, 17.30 Uhr, Treffen der Gruppe zum Stammtisch im Restaurant Kleinfeldchen, Hollerbornstraße 9, Wiesbaden. Serviert wird Dämpfkarbonade. Für die Platzdisposition bitte unbedingt anmelden bei Irmgard Steffen, Telefon (06 11) 84 49 38, auch wer nach Speisekarte bestellt.



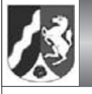
NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68.

Helmstedt – Dienstag, 16. Oktober, 13 Uhr, besichtigt die Gruppe die Firma Steinecke. Auskünfte erteilt Helga Anders, Telefon (0 53 51) 91 11. – Donnerstag, 18. Oktober, 8.30 Uhr, Wassergymnastik im Hallenbad.

Hildesheim – Donnerstag, 11. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Ratskeller“.

Osnabrück – Donnerstag, 25. Oktober, 15 Uhr, Literaturkreis in der Gaststätte Bürgerbräu.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielefeld – Donnerstag, 18. Oktober, 15 Uhr, Treffen des Literaturkreises in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock.

Bonn – Dienstag, 16. Oktober, 15 Uhr, Treffen des Frauenkreises in der Gaststätte Im Stiefel, Bonngasse 30. Elimar Schubbe hält einen Vortrag über „Das deutsche Erbe im Lebensraum der Ungarn“.

Dortmund – Montag, 15. Oktober, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in den Ostdeutschen Heimatstuben, Landgrafenschule, Ecke Märkische Straße.

Ennepetal – Donnerstag, 18. Oktober, 18 Uhr, Treffen der Gruppe in der Heimatstube.

Essen – Freitag, 19. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Gruppe in der „Stern Quelle“, Schäferstraße 17, 45128 Essen, in der Nähe des RWE-Turmes. Lm. Hoffman berichtet über Trickdiebstähle und wie man sich dagegen schützt. Für Mitglieder und Gäste mit dem Auto können Gäste-Park-Karten für 50 Cent beim Wirt erworben werden. Informationen unter Telefon (02 01) 62 62 71.

Gütersloh – Montag, 8. Oktober, 15 Uhr, Ostpreußischer Singkreis in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. – Dienstag, 9. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Ostpreußischen Mundharmonika-Gruppe in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13.

Wesel – Sonnabend, 6. Oktober, 17 Uhr, traditionelles Erntedankfest der Gruppe in der Heimatstube, Kaiserring 4, Wesel. Verschiedene Darbietungen mit der beliebten Tombola und vielen schönen Preisen stehen auf dem Programm. Für das leibliche Wohl wird wie immer gesorgt.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben



ANGERBURG

Kreisvertreter: Kurt-Werner Sadowski. Geschäftsstelle und Archiv: Bärbel Lehmann, Telefon (0 42 61) 80 14, Am Schloßberg 6, 27356 Rotenburg (Wümme)

Geschäftsstelle in Rotenburg unbesetzt – Unsere Geschäftsführerin Bärbel Lehmann (Teilzeitkraft) hat ab sofort Urlaub. Die Geschäftsstelle der Kreisgemeinschaft und das Archiv sind daher nicht besetzt. Auch telefonische Anfragen sind in dieser Zeit nicht möglich. Ab 16. Oktober ist unsere Geschäftsstelle wieder für die Öffentlichkeit zugänglich. Ferner nimmt Frau Lehmann am 24. und 25. Oktober 2007 an der Herbststagung der Gemeinschaft Stuhm in Bremervörde teil. Aus diesem Grunde ist die Geschäftsstelle an diesen Tagen geschlossen und auch telefonisch nicht zu erreichen. Die Kreisgemeinschaft bittet um Verständnis dafür. Vielen Dank! Zur Information nachstehend die Öffnungszeiten der Geschäftsstelle: dienstags und donnerstags von 10 bis 15 Uhr, mittwochs von 8 bis 13 Uhr und freitags von 8 bis 12 Uhr. Besuchern wird empfohlen, sich vorher telefonisch anzumelden.



GUMBINNEN

Kreisvertreter: Eckard Steiner, Schöne Aussicht 35, 65510 Idstein / Taunus, Telefon (0 61 26) 41 73, E-Mail: eck.steiner@pcvos.com, Internet: www.kreis-gumbinnen.de

7. Heimattreffen der Gumbinner in Norderstedt – Es ist ein schöner Brauch seit vielen Jahren, daß wir Gumbinner aus Stadt, Kreis und Regierungsbezirk einmal jährlich in Hamburg zusammenkommen, um gemeinsam einen Tag der Heimat zu begehen. Viele freuen sich schon Wochen vorher auf das Wiedersehen mit alten Freunden und auf die Begegnung mit Menschen, mit denen man die Heimat geteilt hat, sowie mit Landsleuten aus anderen Teilen Ostpreußens und Gästen aus Hamburg und Norddeutschland. Das 7. Heimattreffen findet am 6. Oktober im Hotel zur Glashütte statt. Das Lokal liegt am nördlichen Rand Hamburgs, Segeberger Chaussee 309, 22851 Norderstedt, Telefon (0 40) 52 98 66 35. Man gelangt dorthin mit zwei Buslinien, die von der U-Bahnstation Ochsenzoll abfahren und nach zehn Minuten das Hotel bei der Haltestelle „Hofweg“ erreichen. Bus 378 fährt ab Ochsenzoll um 8.30 und ab 9.50 Uhr alle 40 Minuten. Bus 755 fährt stündlich ab 8.25 Uhr ab Ochsenzoll. Das Hotel verfügt über eine ausreichende Zahl an Parkplätzen, und es bestehen Übernachtungsmöglichkeiten. Mittags bietet die Hotelküche fünf Gerichte an und sorgt nachmittags für eine Kaffeetafel. Das geplante Rahmenprogramm enthält interessante Beiträge. So wird die weit über die Leser der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* hinaus bekannte und beliebte Autorin Ruth Geede über ihre Kindheit berichten und Kostproben aus ihrem umfangreichen Erzählwerk geben. Günther Schattling und Heinz Grawitter werden auf ihren Ziehharmonikas Lieder zum Mitsingen spielen. dann folgt der Auftritt des LAB-Chores aus Hamburg-Fuhlsbüttel unter der Leitung Dieter Dziobaka. Unter dem Motto „Froh und heiter“ singt der Chor Spaß-, Spott- und Stimmungslieder. In den Pausen der verschiedenen Darbietungen gibt es hinreichend Gelegenheit zu Gesprächen mit Verwandten, Freunden und Nachbarn. Somit sind alle Voraussetzungen für einen kurzweiligen, gelungenen Tag der Gumbinner von Stadt und Land sowie ihren Gästen gegeben. Weitere Auskünfte erteilt Mathilde Rau, Telefon (0 40) 6 01 64 60, oder Günther Schattling, Telefon (0 40) 5 22 43 79.

Alle Bücher sind über den PMD, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 27, zu beziehen.



KÖNIGSBERG–STADT

Stadtvorsitzender: Klaus Weigelt. Patenschaftsbüro: Karmelplatz 5, 47049 Duisburg, Telefon (02 03) 2 83 21 51.

Schultreffen der beiden Roßgärter-Schulen Frischbier und Farenheid – Zum wiederholten Male trafen sich ehemalige Schülerinnen und Schüler dieser beiden Königsberger Schulen vom 3. bis 6. August im Ostheim in Bad Pyrmont. Die Anzahl der Teilnehmer fiel allerdings extrem klein aus, da auch einige vom sogen. harten Kern, aus den verschiedensten Gründen, nicht dabei sein konnten. Allerdings werde man zum nächsten Treffen 2008, vom 8. bis 11. August, wieder dabei sein. Hierzu sind auch Sie, jetzt schon, herzlich eingeladen. Die meisten Teilnehmer waren diesmal einen Tag früher angereist, nutzten die Zeit als Kurzurlaub und hatten somit mehr Zeit mit Freunden und für das wunderbare Bad Pyrmont, die Stadt der unverstandenen Frauen. Ein solches Treffen im Ostheim bezweckt nicht nur ein Zusammenkommen ehem. Schüler, sondern ist auch für nichtostpreußische Partner oder Gäste immer wieder interessant. Die Abende werden stets durch Vorträge wie kleine Sketche, Anekdoten, Gedichte, Lieder, Videos oder DVDs, von verschiedenen Akteuren, fast professionell gestaltet. Hinzu kommt, daß in vielen Jahren dieser Treffen, nicht nur eine überaus freundschaftliche, lokkere, spaßige und gemütliche, ja fast schon familiäre Atmosphäre dieser Gruppe entstanden ist. Unser Busausflug am Sonnabend, ging diesmal an die Weser nach Polle und per Weserschiff nach Bodenwerder. Die tolle Laune wurde an Bord noch durch Kaffeetrinken und kühle Tröpfchen gesteigert. Viel zu schnell verläuft so ein wunderbarer Kurzurlaub in Bad Pyrmont. Man wohnt zwar nicht im Fünf-Sterne-Hotel, dafür aber ist das Ostheim selbst bei Vollpension, gutem und freundlichem Service absolut bezahlbar. So schauen wir auf das nächste Jahr und hoffen, uns alle gesund wiederzusehen. Nähere Auskünfte erteilt Klaus-Dieter Braun, Brockdorffstraße 59, 22149 Hamburg, Telefon (0 40) 6 73 31 02.

Bundesweites Treffen der Königsberger und Ostpreußen am 13. und 14. Oktober 2007 in Hamburg – Wir erwarten Sie und freuen uns auf ein Wiedersehen und hoffen auf eine rege Beteiligung. Am Sonnabend sind die Mozartsäle in der Moorweidenstraße 36, gegenüber Dammtorbahnhof, ab 10 Uhr geöffnet, 11 Uhr Begrüßung durch den Vorsitzenden der Hamburger Königsberg Gruppe. Wiedersehen – Unterhaltung – Verkaufsstände – Mittagessen. 14 Uhr Auftritt des ostpreußischen Volkstanzkreises Wandersleben. Nach dem Kaffeetrinken, ab 17 Uhr, hören wir Ruth Geede und Arno Surminski mit Geschichten und Erzählungen bis zum Abendessen. Die Säle sind bis 21 Uhr geöffnet. Sonntag, 14. Oktober, Einlaß ab 9.30 Uhr, 10 Uhr Beginn der Feierstunde. Grußworte, Totenehrung mit musikalischer Umrahmung; Geistliches Grußwort Peter Voß, Festansprache hält der Sprecher der LO, Wilhelm v. Gottberg, und Lorenz Grimoni, Zweiter Vorsitzender der Stadtgemeinschaft Königsberg, und zum Abschluß singt der Königsberger Domchor, gemeinsames Mittagessen. Die Säle und Verkaufsstände sind bis 15 Uhr geöffnet. Reservierung für Schultische und Auskünfte bitte über Ursula Zimmermann, Klärchenstraße 21, 22299 Hamburg, Telefon (0 40) 4 60 40 76 (ab 26. September).



MOHRUNGEN

Kreisvertreter: Günter Dombrowski, Portweg 12, 31863 Coppenbrügge, Telefon und Fax (0 51 56) 16 33. Kulturreferentin: Gisela Harder, Moorfleeter Deich 395, 22113 Hamburg, Telefon (0 40) 7 37 32 20

Ausstellung über die Geschichte der Stadt „Saalfeld – Zalewo“ in Deutsch und Polnisch – Zur Eröffnung stimmte Bürgermeister Matthias Graul die Anwesenden mit den Worten „Die Partnerschaft zu Zalewo ist unsere Jüngste, aber historisch gesehen bestehen dorthin unsere ältesten Anknüpfungen“ auf die Exposition „Saalfeld – Geschichte einer Stadt“ ein. Die Ausstellung bestehend aus 26 Tafeln, wurde anläßlich der 700-Jahrfeier von Saalfeld (Zalewo) angefertigt. Geschaffen wurde dieses hervorragende Werk durch das Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen in enger Zusammenarbeit mit der Kreisgemeinschaft Mohrungen und der „Gesellschaft der Freunde des Saalfelder Landes“. In kurzen Texten auf Deutsch und Polnisch erfolgt eine Fülle von Informationen über große Ereignisse der Geschichte. Es gibt Erläuterungen zur Geschichte des Deutschen Ritterordens, die Entstehung Preußens, die napoleonische Zeit, die beiden Weltkriege, genauso wie zu Geschehnissen von regionaler Bedeutung. So wird auch auf die historischen Gemeinsamkeiten der beiden namensgleichen Städte eingegangen. Zwischen beiden Städten gibt es seit dem 29. Juni 2001 einen Vertrag über Städtepartnerschaften. Daß die Ausstellung im Heinrich-Böll Gymnasium gezeigt wurde, hat seine Ursache in der jahrelangen engen Zusammenarbeit mit dem Lyzeum in Saalfeld (Zalewo) und dessen bestehendem Freundschaftsvertrag. Die deutsch-polnische Partnerschaft lebt heute dank vielfältiger Kontakte. Das Heinrich-Böll Gymnasium gestaltet regelmäßig Projekte mit dem Lyzeum in Saalfeld (Zalewo), Chöre und Orchester gastieren, der BdV-Rudostadt / Saalfeld organisierte

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 20

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Gahlenzer Straße 19, 09569 Oederan, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag, 9 bis 15 Uhr.

Dresden – Dienstag, 16. Oktober, 14 Uhr, Erntedankfest der Gruppe in der Borsbergstraße 3, 01309 Dresden.

Limbach-Oberfrohna – Sonnabend, 20. Oktober, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Industriemuseum der Stadt. An diesem Nachmittag wird das Erntedankfest mit heimatlichem Brauchtum gefeiert. Auch in diesem Jahr gibt es eine reichhaltige Tombola. Hausgeschlachtete Wurst kommt wieder zum Angebot. Dazu sind alle Landsleute herzlich eingeladen.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 17. Oktober, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe im „Bestehornhaus“.

Dessau – Montag, 15. Oktober, 14.30 Uhr, Treffen der Singgruppe in der Begegnungsstätte Heinz Rühmann, Windmühlenstraße 72, 06846 Dessau.

Magdeburg – Sonntag, 14. Oktober, 14 Uhr, Treffen der Gruppe zum Erntedank in der Gaststätte SV Post, Spielhagenstraße 1. – Dienstag, 16. Oktober, 15 Uhr, Bowling im Lemsdorfer Weg.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Bad Oldesloe – Donnerstag, 11. Oktober, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im DRK-Haus, Lübecke Straße. – Thema der letzten Zusammenkunft war der Ostpreußische Humor. Marion Lindt, Robert Johannes und Dr. Alfred Lau, letzter Intendant des Königsberger Rundfunks, sind einige derer, die den Humor auch aufschreiben und somit in die Literatur einbrachten. Bei der Gruppe sind alle an der Gestaltung des jeweiligen Themas beteiligt, was allen auch viel Freude macht. so wurde eingangs die Geschichte vorgetragen von der reiselustigen Dame, die ein Billet am Bahnschalter kaufen wollte, dem „neugierigen“ Bahnbeamten aber nicht das Ziel ihrer Reise nennen wollte. Schließlich hatte sie auf der Post eine Briefmarke gekauft, der Beamte dort habe aber nicht nach dem Empfänger des Briefes gefragt. Herta Nowack steuerte auch eine Eisenbahn-Episode von Tante Malchen bei, die nach Goldap reisen wollte. Als in Masuren die „Sommerfrische“ gerade modern geworden war, fragte ein Gast in einem Dorfgasthof am See, ob die Bettwäsche auch frisch sei. „Na, da machen Se sich man keine Sorjen. Ihr Vorgänger hat jeden Tag im See gebadet.“ Weitere Texte lasen bezieheungsweise erzählten aus der Erinnerung Georg Baltrusch, Ulrich Klemens, Frau Storjohann und Frau Neppessen. Die lebhaften Gespräche wurden beim Kaffeetrinken fortgesetzt. Ein herzliches Dankeschön gilt den Damen, die den Kaffee zubereitet und den Tisch gedeckt haben.

Kiel – Montag, 15. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Ostpreußen-Hilfsgemeinschaft im Haus der Heimat. – Donnerstag, 18. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus der Heimat. Dr. W. T. Rix referiert über „Wiedererrichtete Kirchen im Königsberger Gebiet“. Unter anderem über die Bemühungen um die Kirchen in Arnau, Legitten, Mühlhausen und Tharau.

Pinneberg – Sonnabend, 20. Oktober, 11 Uhr, Preußische Tafelrunde im VfL-Heim, Fahltskamp 53, Pinneberg. Bernhard Lehnert hält einen Vortrag über „Schlesien, eine preußische Provinz“. Anmeldung unter Telefon (0 41 01) 7 34 73, oder Telefon (0 41 01) 6 26 67.

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung

schon zweimal einen ökumenischen Gottesdienst in der Kirche Saalfeld (Zalewo), es existieren vielfältige private Kontakte. So zum Beispiel auch zwischen den Saalfelder Fußballvereinen. Es wird auch an einer Zusammenarbeit zwischen den Feuerwehren gedacht. Zur Geschichte der Saalfelder Feuerwehr hatte unser Lm. Klein vor Jahren dem damaligen Bürgermeister Hardybala eine Dokumentation überreicht. Es könnten noch viele Beispiele aufgeführt werden. Auf jeden Fall ist mit dieser Ausstellung eine hervorragende Arbeit zur gemeinsamen Geschichte Saalfelds (Zalewo) geleistet worden. Dafür gebührt ein besonderer Dank den Initiatoren. Das Original dieser Ausstellung ist im Vorraum der Kirche in Saalfeld (Zalewo) aufgestellt. Eine Kopie davon ist im Besitz der Kreisgemeinschaft. Es wäre wünschenswert, wenn diese Ausstellung in vielen Orten Deutschlands gezeigt würde. Auch für Schulen ist sie hervorragend geeignet.



NEIDENBURG

Kreisvertreter: Jürgen Szepanek, Nachtigallenweg 43, 46459 Rees-Haldern, Telefon (0 28 50) 10 17

Ehrung für Marion Haedge – Anläßlich des Heimattreffens der Kreisgemeinschaft in Bochum wurde Marion Haedge „in Würdigung des langjährigen Einsatzes für Heimat und Vaterland" mit dem Ehrenzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen ausgezeichnet. Seit Bestehen der Kreisgemeinschaft vor nunmehr 60 Jahren, ist mit Marion Haedge zum ersten Mal eine weibliche Person unserer Kreisgemeinschaft geehrt worden. Sie hat von 1994 bis 2006 der Neidenburger Kreisgemeinschaft vorgestanden. Bevor sie zur Kreisvertreterin gewählt wurde, hatte sie bereits zwei Jahre die Schriftleitung des Neidenburger Heimatbriefes inne. Während dieser Jahre, unter anderem bei etlichen Reisen nach Ostpreußen, hat sie vieles bewegen können. Auch nach ihrem Ausscheiden als Kreisvertreterin steht sie weiterhin der Kreisgemeinschaft als Projektleiterin eines Bildarchivs für den Kreis Neidenburg, das von der Landsmannschaft Ostpreußen begleitet wird und sehr viel Arbeit erfordert, zur Verfügung. Kreisvertreter Jürgen Szepanek übergab die Urkunde mit einer dazugehörigen Brosche und einem Blumenstrauß der Geehrten.



ORTELSBURG

Kreisvertreter: Edelfried Baginski, Tel. (02 09) 7 20 07, Schweidnitzer Straße 21, 45891 Gelsenkirchen. Geschäftsführer: Manfred Katzmarzik, Tel. (02 31) 37 37 77, Am Kirchenfeld 22, 44357 Dortmund

Ortelsburger Sonntag – Seit mehr als 50 Jahren ist der dritte Sonntag im September der Ortelsburger Sonntag. Strömten vor vielen Jahren mehr als 3000 Landsleute zum Jahrestreffen nach Essen, so waren es in diesem Jahr immerhin noch rund 900 Teilnehmer, die den Weg in das Kulturzentrum der Patenstadt Herne gefunden hatten. So konnte der Kreisvertreter Edelfried Baginski bei seiner Begrüßung zu Recht feststellen, daß uns zwar das Land der dunklen Wälder und kristallnen Seen widerrechtlich genommen hat, aber die Menschen, die diese Heimat lieben, immer noch da sind. Als Ehrengäste waren unter anderem anwesend der Oberbürgermeister von Herne, Horst Schiereck, sein Amtsvorgänger Wolfgang Becker, die Vertreter unserer schlesischen Schicksalsgefährten aus Strehlen und Jauer, die Schriftsteller Herbert Somplatzki und Gert O. E. Sattler sowie selbstverständlich die Abordnung des deutschen Kulturvereins „Heimat" aus Ortelsburg. Das Ehepaar Borger war extra aus den USA angereist. Sie alle wurden herzlich willkommen geheißen. Die eingeladenen polnischen Repräsentanten aus Ortelsburg (Syczytno) hatten aus terminlichen Gründen abgesagt. Musikalisch begleitet wurde die Veranstaltung von den Resser Musikanten aus Gelsenkirchen. In seiner Ansprache konnte Edelfried Baginski mit Freude feststellen, daß die evangelische Kirche in Ortelsburg nach 37 Jahren wieder eine Orgel hat. Diese ist dem unermüdlichen Einsatz von Ilse Masuch, Klaus Lorenz und Walter Tuttas zu verdanken. Am 27. Oktober 2007 wird die Orgel mit einem festlichen Orgelkonzert in Ortelsburg eingeweiht. Alle Ortelsburger sind zur Teilnahme eingeladen. Nachfolgend ging der Kreisvertreter auf das Land der Vertreibung und auf den Verlust der Heimat ein, die, wie wir heute wissen, mehr war als nur die Kulisse unserer Jugendjahre. Ihr Untergang war mit großen Opfern an Gut und Blut verbunden, und wir dürfen nicht zulassen, daß die Opfer nur noch als bloße Zahlen in den Geschichtsbüchern erscheinen. Dieser Aufgabe dient nicht zuletzt auch das geplante „Zentrum gegen Vertreibungen" in Berlin. Wer will abstreiten, daß die Vertreibung von Millionen Deutschen aus Ostdeutschland, die millionenfachen Morde, Vergewaltigungen und die Verschleppungen Verbrechen gegen die Menschlichkeit und gegen das Völkerrecht waren? Auf die rhetorisch gestellte Frage, was wollen denn die Heimatvertriebenen heute noch, außer in Wehmut der Heimat und ihrer Toten zu gedenken, berichtete er von dem kürzlich erarbeiteten Positionspapier des BdV, das unter den Leitworten „Gerechtigkeit – Solidarität – Verständigung" steht und mit der Bundeskanzlerin an ihrem Geburtstag, zu dem sie den Vorstand des BdV eingeladen hatte, eingehend besprochen wurde. Frau Merkel hatte dabei bekräftigt, daß sie gerne die Festrede anläßlich des 50. Geburtstages des BdV am 22. Oktober 2007 im Kronprinzenpalais in Berlin halten werde. Im Zusammenhang mit dem Grundsatzpapier des BdV dankte der Kreisvorsitzende im Namen aller Ortelsburger der Patenstadt Herne nachdrücklich für die im Rahmen ihrer Möglichkeiten seit 45 Jahren gewährte Unterstützung. Diesen Dank sprach er unter dem Beifall der Anwesenden mit warmen Worten gegenüber dem Oberbürgermeister und seinem Amtsvorgänger aus. Er sei überzeugt, daß unser historisches Erbe in unserer Patenstadt auch in der Zukunft in guten Händen liegt. Im weiteren Verlauf seiner Rede zitierte er aus der Grußbotschaft von Papst Benedikt XVI zum „Tag der Heimat" an den BdV. Zum Ende seiner Rede ging der Kreisvertreter auf das gegenwärtige deutsch-polnische Verhältnis ein, das uns Ostdeutsche besonders berührt. Negativen Äußerungen, wie zum Beispiel die der polnischen Außenministerin, die in einem Interview Deutschland als den ewigen Feind Polens bezeichnete oder der beleidigenden Darstellung der Präsidentin des BdV, Erika Steinbach, die in Verbindung mit der Abbildung eines SS-Offiziers und einem Hitler-Zitat gebracht wurde, stehen auch positive Zeichen gegenüber. So zum Beispiel die Teilnahme der polnischen Direktorin und ihrer Dolmetscherin aus Ortelsburg (Syczytno) beim Treffen der Ortelsburger Oberschule in diesem Jahr. Kaczinskis kommen und gehen – unsere Hand zur Versöhnung bleibt ausgestreckt.

Im Namen aller Ortelsburger dankte Baginski abschließend dem Schriftleiter Alfred Denda für den hervorragenden Heimatboten, Willi Becker und seinem Team für den Aufbau des Saales sowie allen Helfern an den verschiedenen Ständen für ihren selbstlosen Einsatz. Nach einem gemeinsam gesungenen Lied und dem Gedichtvortrag von Christel Sender sprach der Zweite Vorsitzende Dieter Chilla die Totenehrung. Es folgte das Lied vom guten Kameraden, gespielt durch die Kapelle. Anschließend begrüßte der Oberbürgermeister Horst Schiereck die Ortelsburger in ihrer Patenstadt und entbot ihnen ein herzliches Willkommen. Er bestätigte die besondere Verbundenheit von Herne mit der Ortelsburger Heimat und den gemeinsamen Wunsch, diese Patenschaft auch weiterhin zu erhalten. Mit großer Achtung erwähnte er die große Zahl der Teilnehmer, die ein Beweis für den Zusammen-

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 21

Neusser Heimatwald

Der große Pflanztag rückt in greifbare Nähe

Ein Wald spendet Leben: Davon ist Peter Pott überzeugt, der Vorsitzende der örtlichen Gruppe von der Landsmannschaft der Ostpreußen.

Seit mehr als einem Jahr verfolgt er beharrlich das Projekt „Heimatwald der Landsmannschaften". Diesem Ziel ist er ein ganzes Stück näher gekommen. Denn am Donnerstag, 29. November, ist Pflanztag für diesen Wald, den die Landsmannschaften der Stadt schenken werden.

Abgeschlossen ist das ehrgeizige Projekt, am Himmelsberg zwischen Uedesheim und Grimlinghausen auf zunächst 6000 Quadratmetern Eichen, Buchen aber auch Kiefern anzupflanzen, damit noch nicht. Er habe erst die halbe Miete an Spenden, erklärt Pott, dem die Stadt für sein Vorhaben an der Bonner Straße 1,6 Hektar Fläche zur Verfügung gestellt hat.

Spenden hat Pott nicht allein aus Neuss erhalten. Auch die deutschstämmige Volksgruppe in Ostpreußen befördert das Vorhaben, den waldärmsten Kreis Deutschlands (Neuss) etwas zu begrünen. So weit es ihre Möglichkeiten zulassen. Die Vorsitzende des deutsch-kulturellen Vereins aus Lötzen erfuhr von dem Heimatwald und schickte 20 Euro. Das nötigt Pott Respekt ab.

> 6000 Quadratmeter sind erst der Anfang

Mit dem Wald wollen die Vertriebenenverbände etwas für die nächste Generation tun. Sie wollen aber auch zeigen: Wir sind hier zuhause. „Nach dem Krieg waren es auch die Vertriebenen, die Neuss mit aufgebaut haben", sagt Pott. „Und wir können noch mehr aufbauen."

Einen Baum aus ihrer alten Heimat aber wollen die Vertriebenen in dem neuen Wald wissen. Den wird Jolanta Piotrowska mitbringen, die für Ende November offiziell von der Stadt eingeladene Bürgermeisterin von Lötzen. Mündlich hat sie Pott ihr Kommen schon zugesagt. *EB*

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung

halt und Verbundenheit ist. Gerne hätte er die neue Bürgermeisterin von Ortelsburg (Syczytno), Danuta Gorska, sowie den neu gewählten Landrat Jaroslaw Matlach, begrüßt, die auf Grund wichtiger Termine leider verhindert sind und hoffte auf ihr Kommen im nächsten Jahr. Durch die Heimatstube in Herne und beim deutschen Kulturverein wird die Erinnerung wachgehalten an Krieg, Gewaltherrschaft, Flucht und Vertreibung, an die erste schwere Zeit als Neubürger nach dem Kriege und an die erfolgreiche Eingliederung, da die Vertriebenen ihre Kraft, Fähigkeiten und den Willen einbrachten, den demokratischen Neubeginn und Wiederaufbau mitzugestalten. So bleibt es wichtig, daß aus dem durch die Patenschaft gepflegten Miteinander auch neue Impulse erwachsen. Denn es ist eines, die Erinnerung zu bewahren, jedoch unser Leben können wir nur im Hier und Heute gestalten – in der Gegenwart. Der von der Kreisgemeinschaft geförderte Dialog zwischen Polen und Deutschen zeigt, daß es möglich ist, über Geschichte zu sprechen – auch über leidvolle Erfahrungen – und dennoch gemeinsame Wege in eine friedliche Zukunft zu gehen. Dem Vorstand der Kreisgemeinschaft sprach er seine Anerkennung für die intensiv gelebte Patenschaft aus und dankte besonders dem Vorsitzenden mit dem Wunsch auf weitere gute Zusammenarbeit. Es folgten die Gruß- und Dankesworte von Edmund Kucinski, dem Vorsitzenden des deutschen Kulturvereins „Heimat“ aus Ortelsburg. Abschließend sprach der Zweite Vorsitzende, Dieter Chilla, die Schlußworte, wobei er besonders auf das geplante Ortelsburger Heimatseminar im April 2008 in Bad Pyrmont hinwies und leitete über zur Nationalhymne, mit der die Feierstunde endete. Danach wurde zunächst für das leibliche Wohl gesorgt. Reger Betrieb herrscht an den Bücherständen, den Fotoausstellungen, dem Informationsstand und bei den Familienforschern. Vor allem aber wurde geschabbert und plachandert. Mit dem Vorsatz: „Am 21. September 2008 sehen wir uns hier wieder – so Gott will“, verabschiedeten sich die Teilnehmer.







SENSBURG

Kreisvertreter: Siegbert Nadolny, Wasserstr. 9, 32602 Vlotho, Tel. (0 57 33) 55 85. Geschäftsstelle: „Sensburger Zimmer“, Stadtverwaltung Remscheid, Kreuzbergstr. 15, 42849 Remscheid.

Herzlichen Glückwunsch zum 80. Geburtstag – Am 22. September feierte Berta Cwiek, die Vorsitzende der Sensburger Deutschen Gesellschaft „Bärentatze“, ihren 80. Geburtstag. Die Kreisgemeinschaft Sensburg gratuliert mit herzlichen Grüßen und vielen guten Wünschen für die Zukunft. Geboren wurde Berta Rudnick am 22. September 1927 in Lentag bei Eisenack. 1934 zogen ihre Eltern nach Weißenburg. Dort ging sie zur Schule und wuchs mit drei jüngeren Brüdern heran. Nach Abschluß der Schule absolvierte sie ihr Pflichtjahr bei einer kinderreichen Familie in Sensburg. Den Einmarsch der Roten Armee im Januar 1945 erlebte sie mit ihrer Familie, die nicht mehr hatte fliehen können, in Weißenburg. Wochen und Monate hielt sich die junge Frau in den verschiedensten Verstecken auf, um dem Überfall der Russen zu entgehen. Erst als es etwas ruhiger wurde, ging sie zurück zu „ihrer“ Familie nach Sensburg. Später arbeitete sie in der Kanzlei des Krankenhauses, wo sie ihre bis dahin geringen Kenntnisse der

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 22

Allen Schwierigkeiten zum Trotz

Erfolgreiche zentrale Körung und Auktion von alten ostdeutschen Landschafrassen


Die Jungzüchter sind schon tüchtig bei der Arbeit. Foto: ZV-SP

Ein erfreuliches Fazit zieht der Zuchtverband für Ostpreußische Skudden und Rauhwollige Pommersche Landschafe e.V. (ZV-SP) nach seiner diesjährigen im hessischen Butzbach stattgefundenen Spätsommerkörung und Auktion für seine beiden Rassen.

Die aufgetriebenen insgesamt 40 Skudden und Rauhwoller fanden nicht nur das Interesse der aus dem ganzen Bundesgebiet und auch den Niederlanden angereisten Züchter, sondern zogen auch interessierte Blicke regionaler Besucher auf sich. Bei der Eröffnung galt der besondere Dank von Geschäftsführer Jürgen Tönnesen dem Veterinäramt des Wetteraukreises, das in enger und beispielhafter Zusammenarbeit mit dem ZV-SP trotz erschwerender gesetzlicher Regelungen zur Verhinderung der Ausbreitung der Blauzungenkrankheit diese Veranstaltung ermöglichte. Der Zuchtverband hatte größten Wert auf gute Informationsarbeit und das Angebot praktischer Hilfen beim Verkauf von Tieren in weniger gefährdete Zonen gelegt. Eine personalintensive begleitende Kontrolle durch das Veterinäramt sorgte für den gewünschten wie auch gesetzlich vorgeschriebenen Schutz.

Gerichtet und prämiert wurden in diesem Jahr von 18 Züchtern vorgestellte 30 Böcke der Rasse Ostpreußische Skudde – darunter neun schwarze und vier braune Tiere und zehn der Rasse Rauhwolliges Pommersches Landschaf.

Bei den Skudden wurden elf Böcke in Klasse I und 12 Tiere in Klasse II gekört. Anna Hebestreit stellte bei den weißen Skudden mit HB 10850 den Ia und Bernhard Saul mit SL 015621 den Ib Bock. Bei den farbigen Skudden wurde der schwarze Bock SL 015629 aus der Zucht von Bernhard Saul, 64747 Breuberg, der Ia, der braune Bock aus der Zucht von Markus van Aken, 47559 Kranenburg der Ib. Wollsieger bei den weißen Skudden wurde der Bock RY 144815 von Heinz Richly, 31737 Rinteln, bei den farbigen der schwarze Ia von Bernhard Saul. Züchtern der Ia Böcke sowie der Wollsieger überreichte die gratulierende Zuchtleiterin Dr. Kurt in diesem Jahr erstmalig neben Stallplaketten auch einen Pokal.

Von den zehn Pommernböcken wurden vier in Wertklasse I, drei in Wertklasse II gekört. Schäfermeisterin Anke Mückenheim stellte mit F 077549 – Linie 2 – den Ia Bock und Wollsieger; der Ib Preis ging an den Rauhwoller AC 028269 – Linie 1 – aus der Zucht von Lucy Acosta.

> Ein lebendiges Zeichen der Kulturarbeit

Viele schöne Bilder bot nach der Mittagspause ein erstmalig durchgeführter Jungzüchterwettbewerb, bei dem Kinder zwischen zweieinhalb und – 14 Jahren ihr Lieblingsschaf-Rasse Skudde oder Pommer – präsentierten. Trotz einer Bewertung des Umgangs mit dem Tier und der altersgemäßen Beantwortung einiger Fragen gab es nur Sieger, keine Verlierer. Preisrichter wie Zuschauer waren beeindruckt von der spürbaren Freude und Begeisterung der kleinen und großen Teilnehmer. Alle Jungzüchter erhielten – wie ihre „großen Züchterkollegen“ – Stallplaketten und eine Urkunde.

Bei der anschließenden Auktion erzielten die Höchstpreise mit 600 Euro der weiße 1a-Skudenbock HB 0109850 und mit 675 Euro der schwarze Ia – gleichzeitig Wollsieger der farbigen Skudden – SL 15629. Der weiße Spitzenbock geht nach Hessen zur Herde von Bernhard Saul, 64747 Breuberg, und der prächtige schwarze geht nach Nordrhein-Westfalen, in den Betrieb von Jürgen Tönnesen. Den Höchstpreis bei den Pommern brachte der IA-Bock von Anke Mückenheim mit 300 Euro. Dieser rassetypische Bock wechselte in die baden-würtembergische Herdbuchzucht von Karlheinz Heck.

Die Vorsitzende Dr. Sarah Kimmina zeigte sich zufrieden mit der Bilanz des Tages. Von teilnehmenden Züchtern wie interessierten Gästen gleichermaßen gab es Lob für diese durch das gute Zusammenwirken vieler und durch ein hohes Maß an Engagement gelungene Veranstaltung. Weitere Informationen: www.-landschafe.de oder Telefon (0 28 21) 41 80 38 *EB*

















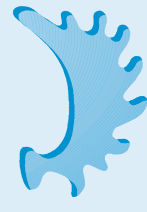

























Die Flucht als Serie?

Hinter den Verfilmungen verbergen sich menschliche Tragödien

Von CHRISTEL BETHKE

Mach schnell das Vierte an, da läuft ein Film über die Flucht." Es ist schon der zweite Anruf, der sie aufschreckt. Das gerade will sie nicht, die Flucht gespielt sehen. Lassen wir das. Es ist Januar. Jahreszeit der Flucht. Jedes Jahr die gleichen quälenden Gedanken. Sie wünschte, sie erinnerte sich an einiges nicht so genau. Verlassen der Häuser, der Tiere – lasse ich sie raus, lasse ich die Stalltür offen? Was wird aus Anton, dem Schwein? Noch einmal seinen Trog vollkippen, mit der Hand durch seine Borsten hinter den Ohren kratzen. Das hat er gern. Die Hühner. Was ist mit denen? Das Wasser in ihrem Napf ist jetzt schon zugefroren. Die Katze? Was mitnehmen, was aufladen? Handwagen oder Kinderwagen? Die Kälte, das Chaos. Warum sind sie ausgerechnet den Weg gegangen, den alle zogen, warum nicht die andere Straße, die ganz leer war und die vielleicht ermöglicht hätte, daß sie alle mitgebracht hätte? Warum quälte sie sich in den Treck, der schon jetzt alles verstopfte? Warum, warum? Keine Antwort auf Fragen, die nicht mehr gestellt werden sollten.

„Mach schnell das Fernsehen an, da läuft ..." Noch einer, der sie auf eine Sendung aufmerksam machen will, die für sie doch wohl interessant sein müßte. Gemütlich, so im Sessel liegend, ein Gläschen neben sich auf dem Tisch und ein Tellerchen mit einigen süßen Teilchen, warum nicht. Fernbedienung in der Hand zum Zappen, falls es zu langweilig werden sollte. Sie war die fast Letzte, die vor der Sprengung die Brücke überquert hatte. Die Brücke. In diesem Jahr würde sie 100 Jahre alt werden. Das wäre bestimmt ein Anlaß zum Feiern gewesen. Und 200 Jahre war es her, daß die junge Königin Luise mitten auf dem Strom für ihr Volk um Gnade bat, vor einem anderen Weltzerstörer. „Sire, sie haben mich grausam getäuscht." Großer Abgang. Als Kinder hatten sie diese Szene immer nachgespielt, so waren sie von dieser Historie beeindruckt gewesen. Alle wollten Königin sein. In diesem „New Look", würde man heute sagen. Empire. Dazu hatten sie sich ein Band unter die noch nicht vorhandene Brust gebunden.

Das war Geschichte. Hier lief nun ein anderes Drama. Man verstand die Welt nicht mehr. Berta hatte vom Einfall der Russen im ersten Krieg gehört und in Ruhe abgewartet. Bis es dann auf einmal ganz schnell gehen mußte. Vergewaltigung war den Kindern schwer zu erklären. Als ihnen die Köpfe geschoren wurden, bedeckten sie mit ihren Händen nicht ihre Blöße sondern den kahlen Kopf. Reflexartig. Wieso das? Auch eine Frage, die zu beantworten wäre.

Ihre Flucht fand nicht als Serie statt. Keine Teilgeschichte, bei der man zwischendurch ausruhen konnte. Sie lief am Stück vier Monate und endete sehr viel später in der Ostzone, wo ihnen beigebracht wurde, daß alles seine Ordnung hätte, sie, sozusagen, zu den ersten der freiwillig Ausgereisten gehörten. Es blieben Lücken, die Gedanken füllten. Wenn die unmittelbare Gefahr vorüber ist, verblassen die schlimmsten Erinnerungen. Eine Art Schutz, um ein Trauma in Schach zu halten.

„Wenn ich darüber sprechen müßte, würde ich zusammenbrechen", sagt eine Leidensgefährtin und lacht, lacht bis ihr die Tränen kommen. Mich wundert, daß ich so fröhlich bin, heißt es irgendwo. Sind sie es denn? Schon, denn als der Film gelaufen ist und sich die Anrufer mit Berta austauschen wollen, muß sie lachen. Sie begreifen nicht, daß sie das nicht kann. Der Moment ist verpaßt, wo sie hätte darüber sprechen können, ja sogar müssen. Zu Helden werden Berta und ihre Zeitgenossen nicht gehören. Abgesehen davon, daß es kaum noch Zeitzeugen gibt, und die wenigen sind so vermauert, daß sie verstummen, wenn andere zu plaudern anfangen.

Laterne, Laterne

Es sind oft Kleinigkeiten die einem am Leben teilhaben lassen

Von RENATE DOPATKA

Was hatte sie sich da bloß eingebrockt! Unlustig blickte Sigrid auf Mäxchen, den vierjährigen Sprößling ihrer Nachbarin, hinunter. In fünf Minuten begann der St. Martinszug und sie, die mit Kindern absolut nichts am Hut hatte, würde wohl oder übel durch dunkle, regennasse Straßen trotten müssen, statt daheim den wohlverdienten Feierabend zu genießen. Normalerweise bereitete es ihr keine Schwierigkeiten, Leute auf Distanz zu halten und noch so höflich vorgebrachte Bitten einfach abzuschlagen. Von daher war es ihr selbst ein Rätsel, warum sie ihrer Nachbarin, einer alleinerziehenden Mutter, nicht sofort eine Abfuhr erteilt hatte, als diese, kaum daß Sigrid vom Büro nach Hause gekommen war, an der Wohnungstür geläutet hatte. Wie sie dem Gestammel der jungen Frau entnehmen konnte, war deren Mutter vor einer Stunde mit Verdacht auf Herzinfarkt ins Krankenhaus eingeliefert worden.

„Ich weiß, es ist eine Zumutung, aber würden Sie vielleicht so lieb sein und Mäxchen beim Laternenumzug begleiten? Er freut sich schon seit Tagen darauf, aber wie soll ich das denn jetzt schaffen? Ich muß doch zu Mutti in die Klinik."

Vielleicht war es die Verzweiflung in den Augen ihres Gegenübers, die das barsche „Tut mir leid!", das Sigrid schon auf der Zunge lag, in ein widerwillig-zögerliches „Na ja ..." wandelte. Mit einem aufgeregt zappelnden Mäxchen an der Hand hastete sie nun zum Kirchplatz, von wo aus der Martinszug starten sollte.

Ein leichter Nieselregen benetzte die abendlichen Straßen. Es war kalt und windig, und gern hätte Sigrid dem Verlangen nachgegeben, einfach umzukehren. Aber dann

Die seltsame Macht von Kinderhänden

spürte sie die zarte Kinderhand, die sich vertrauensvoll in die ihre schmiegte, und das Gehen fiel plötzlich leichter.

„Laterne, Laterne", hörte sie Mäxchen voller Inbrunst singen, während sich der Lichterzug langsam durchs Viertel wand. Sigrid sah die großen, glänzenden Augen des Jungen und hatte das unbestimmte Gefühl, daß sich auch ihr Blick mit jedem Schritt weitete. Vom Zauber nächtlicher Gassen bekam sie als Autofahrerin normalerweise wenig mit. Nun aber, da sie müßig, ohne jedes Ziel und im Schutze lampionbewaffneter Martinspilger durch die stillen Wohnstraßen wanderte, nahm sie das Nachtgesicht des kleinen Städtchens so bewußt wahr wie schon lange nicht.

Schemenhafte Schatten und undurchdringliche Schwärze beherrschten jetzt die Szenerie. Fremd, ja abweisend, erschienen ihr die vertrauten Hausfassaden da, wo kein warmer Lampenschein sie erhellte. In den Vorgärten verschwamm dichtes Nadelgehölz zu konturloser Masse und dunkel, in bedrohlichem Schweigen, lag der Park da. Wie tröstlich wirkte da jedes hellerleuchtete Wohnstubenfenster, wie einladend das gedämpfte Licht, das durch die dicken Butzenscheiben der Gasthöfe nach draußen sickerte. Mit allen Sinnen genoß Sigrid diesen ungewöhnlichen Spaziergang und bedauerte es fast, als sich dieser seinem Ende zuneigte.

„Mein Licht ist aus, ich geh' nach Haus'", krähte Mäxchen, und plötzlich konnte sie nicht länger widerstehen. Die ganze Zeit über hatte sie nicht mitgesungen, aber eine weiche, gelöste Stimmung trieb sie jetzt dazu, in den Refrain des alten Kinderliedes mit einzufallen: „Rabimmel, rabammel, rabum!" sang sie unbekümmert vor sich hin.

Daß Mäxchen ganz beglückt zu ihr hochsah, vertiefte ihr Lächeln. Ein wunderbarer Abend lag hinter ihr, ein Abend, von dem sie sich eigentlich nichts mehr erhofft hatte.

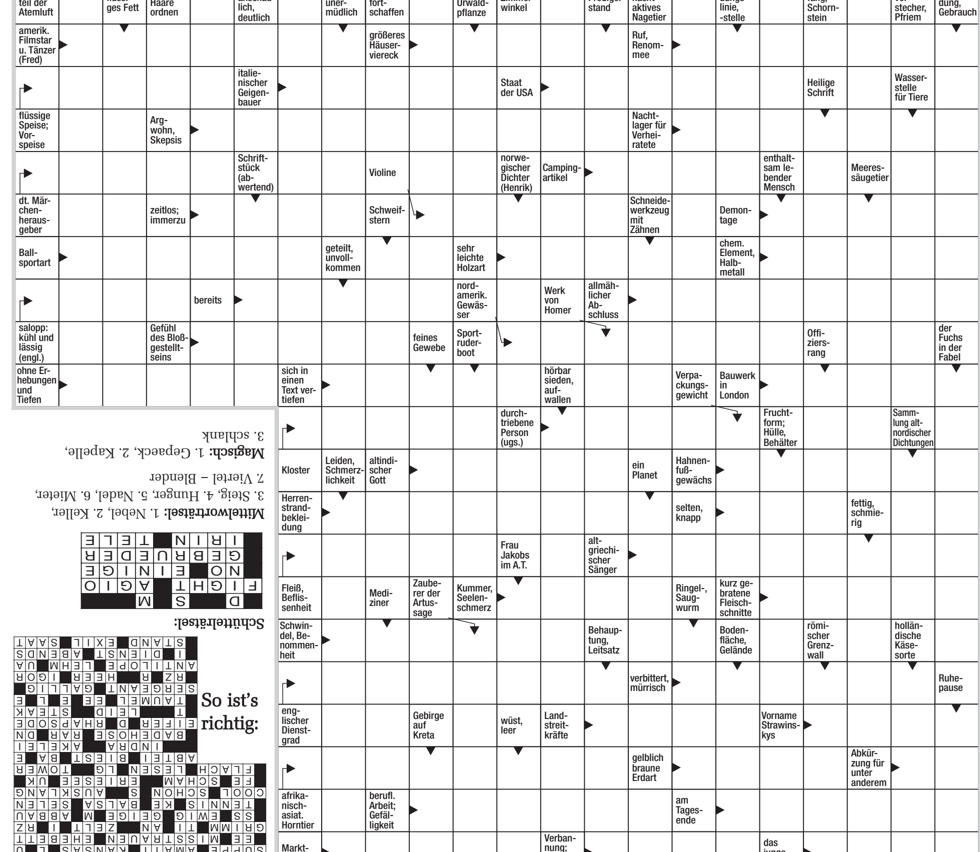
Ostpreußentreffen in den USA

St. Petersburg / USA – Ihr inzwischen 8. Heimattreffen veranstalten am 10. November, 11 Uhr, die Ostpreußen in der „German America Society", 8089 66th Street North, Pinellas Park, Florida 33781, Telefon 727 541 6782. Elfriede und Gustel Kirschbaum haben keine Mühen gescheut und alles organisiert. Sie werden auch für Mittagessen und Getränke sorgen. Preis pro Person und Essen (einschließlich Saalgebühr) 10 Dollar. Kuchen zum Kaffee und gute Laune dürfen mitgebracht werden. Um Anmeldungen bis spätestens 20. Oktober wird gebeten.

Heimatkreisgemeinschaften

Fortsetzung

polnischen Sprache schnell vervollständigte und viel Anerkennung für ihre gute Arbeit erhielt. 1951 heiratete sie, 1954 wurde eine Tochter, 1960 ein Sohn geboren. Neben der Sorge für die Familie blieb Berta Cwiek weiterhin berufstätig. In einem staatlichen Lebensmittelgeschäft wurde ihr die Verantwortung für die Führung der Verkäuferinnen übertragen. Mit 60 Jahren ging sie zur gleichen Zeit wie ihr Mann in den Ruhestand, den das Ehepaar nur kurze Zeit gemeinsam erleben durfte. Bereits ein halbes Jahr später starb ihr Mann an den Folgen eines Herzinfarktes. Die tatkräftige und auf vielen Gebieten versierte Frau konnte und wollte nicht auf Dauer zu Hause bleiben. So war sie, als Willi Kobus, der damalige Vorsitzende der neu gegründeten Sensburger Deutschen Gesellschaft „Bärentatze", 1992 sie einlud, dem Verein beizutreten und dort mitzuarbeiten, schnell dazu bereit. Schon nach kurzer Zeit wurde sie als „rechte Hand" des Vorsitzende tätig. Auch bei seinem Nachfolger Heinz Olschewski war ihre Mitarbeit unentbehrlich. Nach dessen Ausscheiden übernahm sie 2002 zunächst kommissarisch den Vorsitz der „Bärentatze" und wurde bei der nächsten Wahl offiziell zur Vorsitzenden gewählt. Anerkennung und Zustimmung fand ihre Arbeit nicht nur bei den Mitgliedern und bei der Kreisgemeinschaft Sensburg in Remscheid, sondern auch bei dem Verband der Deutschen Gesellschaft im Bezirk Ermland und Masuren in Allenstein, wo sie jetzt zum zweiten Mal – für weitere drei Jahre – in den Vorstand gewählt wurde. Die Kreisgemeinschaft Sensburg sagt ein herzliches Dankeschön und wünschte Berta Cwiek von Herzen alles Gute.



Schüttelrätsel

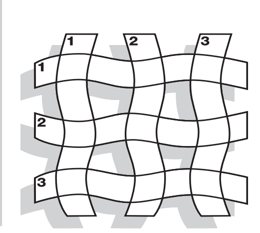
In diesem ungewöhnlichen Kreuzworträtsel stehen anstelle der Fragen die Buchstaben der gesuchten Wörter alphabetisch geordnet in den Fragefeldern. Zur Lösung beginnen Sie am besten mit den kurzen Wörtern (Achtung: ORT kann z. B. ORT, TOR oder auch ROT heißen).

DGIIN		EGOR	ENRST		AEMNT		DEGI	EGIL	EEOR
					AGIO				
FGHIT			EEGI IN						
BDEE EGRRU									
IINR					EELT				

Mittelworträtsel

Erweitern Sie die linken und rechten Wörter jeweils durch ein gemeinsames Wort im Mittelblock. Auf der Mittelachse ergibt sich in Pfeilrichtung ein anderes Wort für Wichtigtuer, Poseur.

1	BODEN		HORN
2	WEIN		TREPPE
3	BAHN		BUEGEL
4	MACHT		LOHN
5	STRICK		KISSEN
6	UNTER		SCHUTZ
7	STADT		STUNDE



Magisch

Schreiben Sie waagerecht und senkrecht dieselben Wörter in das Diagramm.

1 Reiseausrüstung,
2 kleine Kirche,
3 schmal, dünn

Als sich die Fesseln der Sklaverei lösten

Museen Englands thematisieren die Abschaffung des Menschenhandels, die vor 200 Jahren beschlossen wurde

Von Klaus J. Groth

Niemand verschleppte so viele Menschen in die Sklaverei wie die Engländer. Das ist eines der dunkelsten Kapitel in der Geschichte der Insel. Niemand setzte sich nachdrücklicher für die Abschaffung der Sklaverei ein. Das ist eines der hellsten Kapitel in der Geschichte. Vor 200 Jahren wurde es geschrieben. In diesem Jahr erinnert sich England daran. Mit der Eröffnung neuer Museen.

Auf St. Barthelemy (St. Barts) wächst kein Zuckerrohr. Die Bevölkerung ist überwiegend weiß. Auf St. Kitts wächst Zuckerrohr. Die Bevölkerung ist überwiegend schwarz. Beide Inseln liegen in der Karibik, nur einen Tagestörn mit dem Segelboot von einander entfernt. Und doch ist es, als trennten Welten St. Bart von St. Kitts. Das machte der Zucker. St. Kitts brauchte viele schwarze Arbeiter für seine Zuckerrohrplantagen. St. Barts benötigte allenfalls ein paar schwarze Hausdiener. Und so können die Leute auf St. Barts heute auf Vorfahren aus der Normandie und der Bretagne verweisen. Die Leute von St. Kitts wissen nicht so genau, woher ihre Vorfahren kamen, jedenfalls von irgendwo im westlichen Afrika, soviel steht fest. Von dort hat man sie als Sklaven nach St. Kitts und auf die vielen anderen Inseln der Karibik verschleppt. Überall dorthin, wo Zuckerrohr wächst. St. Kitts war die erste Insel der Karibik unter britischer Verwaltung (ab 1738), die Sklaven aus Afrika auf die Zuckerrohrfelder holte.

Mit St. Kitts begann eines der schwärzesten Kapitel in der Geschichte der Sklaverei. Und zugleich eines der dunkelsten Kapitel in der Geschichte Englands. Niemand stieg so massiv in den Menschenhandel ein wie die Briten. Vier Millionen Sklaven wurden auf englischen Schiffen in Richtung Neue Welt verfrachtet – in Ketten gelegt, an Balken gebunden oder von der eigenen Schwäche gefesselt.

Die Häfen Liverpool und Bristol – strategisch für diesen Zweck günstiger gelegen – liefen London den Rang als Umschlagplatz für Menschenware ab. Insbesondere Liverpool – zuvor ein klägliches Fischerdorf – wuchs dank des transatlantischen Handels zum Welthafen. Von Liverpool gingen die Frachtsegler ab in Richtung Afrika, beladen mit Kleidern, Musketen oder Pflügen. Kamen sie zurück, waren die Frachträume voll gepfercht mit gegen diese Lieferungen getauschten Sklaven. Aus der Karibik, Nord- und Südamerika kommend, machten zugleich Segler in Liverpool fest, beladen mit Zucker, Baumwolle und Kaffee. Legten sie wieder ab, waren ihre Schiffsbäuche gefüllt mit menschlicher Fracht für die Plantagen in Übersee. Liverpool ist mit diesen Dreiecksgeschäften reich geworden. 60 Prozent des britischen und 40 Prozent des europäischen Sklavenhandels gingen über Liverpool.

Das in diesem Jahr zum 200. Jahrestag des Gesetzes zur Abschaffung der Sklaverei in Liverpool eingeweihte „International Slavery Museum“ soll an diese dunkle Seite der Geschichte erinnern.

Die Schufterei der Sklaven in Übersee bescherte Europa – insbesondere England – bis dahin in dieser Fülle unbekannte Genüsse. Binnen kurzer Zeit wurden die Briten Zuckerschlecker. Nirgendwo war der Verbrauch der zuvor nahezu unerschwinglichen Süßigkeit größer. Tabak und Kaffee verschönerten den Alltag. Alles das waren Produkte, die nur mit dem Einsatz schwarzer Sklaven preisgünstig auf den Markt zu bringen waren.

Die Produzenten auf den westindischen Inseln der Karibik und in den spanischen Kolonien waren die ersten, die den ökonomischen Vorteil von Sklaven erkannten. Und sie wurden beliefert. Auf Jamaika, Barbados und Trinidad lebte 1790 eine Bevölkerung von 524 000 Sklaven, für die französischen westindischen Besitzungen wurden 643 000 Sklaven verzeichnet. In den Besitzungen anderer Mächte wie Spanien, den Niederlanden und Dänemark gab es ebenso viele Sklaven.

Der Nachschub riß nicht ab. Ein Sklavenleben währte in der Regel nicht lange. Mit 1,7 Millionen Sklaven sorgten die Engländer zwischen 1600 und 1800 für eine florierende Wirtschaft in den westindischen Besitzungen. Setzt man diese Zahl in Relation zu den auf den Inseln lebenden Sklaven, so wird deutlich, wie groß der Verlust an Menschen gewesen ist.

In den Norden des amerikanischen Kontinents kam die Sklaverei eher durch einen unglücklichen Zufall. Ein niederländisches Schiff mit schwarzen Sklaven an Bord war in einem Sturm von seinem Kurs zu einer karibischen Insel abgekommen und in Jamestown (Virginia) gelandet. Kurzerhand bot der Kapitän seine menschliche Fracht zum Verkauf an, ehe sie ihm verkam. Am 20. August 1619 konnte er sie erfolgreich losschlagen. Skrupel irgendwelcher Art plagten weder Verkäufer noch Käufer.



Sklavenmarkt in Havanna: Ein Händler offeriert Plantagenbesitzern seine „Ware“. Foto: pa

Erst zwei Jahrhunderte später versuchte sich mancher moralisch mit dem Hinweis zu retten, die englischen und anderen europäischen Kauf- und Seeleute hätten schließlich nur für die Logistik gesorgt, indem sie die Schiffe stellten. Die wahren Menschenjäger, das seien Araber und schwarze Fürsten gewesen, sie erst hätten verläßlich für frischen Nachschub gesorgt. (Das stimmt. Nur sollte man der Vollständigkeit halber hinzufügen, daß auch auf dem Sklavenmarkt das Angebot nur bei entsprechender Nachfrage funktioniert.)

Mit dem Slave Trade Act vom 25. März 1807 beendete Großbritannien seinen Sklavenhandel. Ein langer, heftiger Streit war dem vorausgegangen. Er wurde vor allem von den Quäkern unter dem Wortführer William Wilberforce ausgefochten. Deren moralische Argumente erwiesen sich als durchschlagender als die ökonomischen der Kaufleute – zumal die Erträge des überseeischen Investments ohnehin gerade schwächelten.

Dennoch: Allen Beteiligten war bewußt, daß ein einseitiger Verzicht auf den Einsatz von Sklaven auf den Plantagen Großbritanniens wirtschaftlich ins Aus drängen würde. Deshalb setzten die Engländer einen beispiellosen Feldzug gegen den Sklavenhandel in Gang. Er wurde mit moralischen Argumenten geführt, hatte aber die Erhaltung der wirtschaftlichen Vormachtstellung zum Ziel. Dänemark und die USA verboten den Sklavenhandel zum gleichen Zeitpunkt. Kleinere Nationen wie Schweden und Holland folgten bald. Spanien, Portugal, Brasilien und Frankreich sträubten sich. Erst nach dem Erlaß von Schulden in Höhe von mehreren Millionen Pfund untersagten 1853 auch die iberischen Länder den Sklavenhandel. Brasilien wurde mit der Androhung einer britischen Seeblockade zur Raison gebracht.

In Frankreich allerdings, wo sich deutlich früher als in England eine Bewegung gegen die Sklaverei etabliert hatte, mochte man die britische Einmischung gar nicht. Von den Engländern wollte man sich nicht bevormunden lassen. Darum dauerte es noch beinahe 50 Jahre, ehe auch die Franzosen den Sklavenhandel aufgaben.

Auch auf diesen Kampf gegen die Sklaverei wird die größte Ausstellung dieses Jahres hinweisen. Sie wird am 10. November eröffnet und ist „London, Zucker und Sklaverei“ betitelt. Die Ausstellungsräume im Londoner Museum in Docklands waren ehedem ein Zuckerlager.

Der tiefe Fall der reichen »armen Ritter Christi«

Vor 700 Jahren, am 13. Oktober 1307, begann auf Betreiben des französischen Königs die Verfolgung der Templer

Von Corinna Weinert

Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib Ehre!“ lautete das Motto der Tempelritter, die in der Zeit der Kreuzzüge Jerusalem verteidigten. Ihr Orden, der offiziell „Orden der armen Ritter Christi“ hieß, entstand zwischen 1118 und 1121 aus einem Bund, den Hugue von Payens und Godefroy de Sant Omer sowie sieben weitere aus Frankreich stammende Ritter in Jerusalem schlossen. Die Ritter wollten gewissermaßen als Miliz die Pilger schützen, die nach dem ersten Kreuzzug die von den Christen eroberten Heiligen Stätten besuchten. Die neun Ritter baten den Patriarchen von Jerusalem, König Baudoin II., ihren Bund offiziell anzuerkennen.

Baudoin II. war vom Vorhaben der Ritter angetan und überließ der „militia christi“, wie sich der Bund bezeichnete, sogar einen Flügel in seinem ehemaligen Palast, der auf dem Gelände erbaut gewesen sein soll, wo einst der Tempel Salomons gestanden hatte. Der Orden nannte sich daraufhin „Pauperes commilitones Christi templique Salomonici Hierosalemitanis“, was übersetzt „Heilige Ritter vom salomonischen Tempel“ heißt und später als „Templer“, „Tempelritter“ oder „Tempelherren“ abgekürzt wurde. Der Orden vereinte die Ideale von Adel und Mönchtum, zweier Stände, die bis dahin streng getrennt waren.

Rund ein Jahrzehnt nach Gründung der Ritterschaft bestätigte Papst Honorius II. auf dem Konzil von Troyes den Orden der Templer, der sich bald darauf rasch zu vergrößern begann. Der Orden wurde vom Großmeister, den die Ordensmitglieder auf Lebenszeit wählten, geführt. Erster Großmeister der Templer war Hugue von Payens.

Die Ordensmitglieder hatten dem Großmeister vollen Gehorsam zu leisten, das verlangte das Gelübde, das sie beim Eintritt in den Orden ablegen mußten. Der Orden war in drei Stände unterteilt: die Kämpfenden, zu denen die Ritter und die Brüder zählten, die Betenden und die Arbeitenden.

In Palästina waren stets etwa 3000 bis 6000 Mann stationiert, davon ungefähr 350 bis 600 echte Ritter, deren Aufgabe es war, die Pilger zu schützen und die Heiligen Stätten zu verteidigen.

Am 29. März 1139 wurde die Organisation der Templer von Papst Innozenz II. durch die Bulle „Omne datum optimum“ erneut bestätigt und der Orden direkt dem Papst unterstellt. Hiermit war er für weltliche Herrscher nahezu unantastbar. So war er nicht nur von den Steuern befreit, sondern durfte selbst Steuern erheben. Außerdem verlieh er Geld gegen Zinsen, was zwar eigentlich verboten war, aber stillschweigend hingenommen wurde. Die Templer begannen sich langsam, immer mehr auf das Geldgeschäft zu konzentrieren. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts machten die Ordensbrüder Geldanleihen zu einer regulären geschäftlichen Betätigung. Da die Templer regelmäßig Geld und Güter von Europa nach Palästina transferierten, entwickelten sie ein gut funktionierendes Banksystem, das bald auch Herrscher und Adelshäuser in Anspruch nahmen.

Nachdem die letzten Kreuzzüge, mit denen die Christen die mittlerweile von den Moslems eroberten Heiligen Stätten in ihren Besitz zurückholen wollten, fehlgeschlagen waren, zogen sich die Templer aus Palästina zurück und ließen sich vor allem im Süden von Frankreich nieder. Sainte Eulalie bei Millau, gegründet 1158, war Hauptsitz der Templer, die durch ihre Macht und ihre enormen Reichtümer bald in Opposition zu den weltlichen und kirchlichen Herrschern gerieten.

Zwischen 1100 und 1300 verfestigten sich zunehmend die Strukturen der Königreiche. Die Monarchen betrachteten den supranational organisierten Orden zunehmend mit Mißtrauen, besonders da er das größte stehende und auch im Kampf erfahrenste Heer bildete. König Philipp IV., der in Frankreich von 1285 bis 1314 regierte, machte sich der Orden besonders zum Feind, indem er dessen Antrag auf Mitgliedschaft ablehnte. Mehrere Gelehrte empfahlen Philipp einen neuen Kreuzzug. Das Geld sollte sich der König großenteils dadurch besorgen, daß er die Templer vernichtete und ihre Güter beschlagnahmte. Da Philipp hoch verschuldet war, unter anderem auch bei der Ritterschaft selbst, beherzigte er den Rat, ohne jedoch an einen Kreuzzug zu denken. 1305 klagte er die Ordensmitglieder wegen Ketzerei und Sodomie (im Sinne homosexueller Handlungen) an.

Die Chancen für den Orden standen schlecht, da der Papst, seinerzeit Clemens V., vom König abhängig war. Philipp setzte Clemens mit Verleumdungsdrohungen gegen dessen Vorgänger unter Druck. Auch kündigte er an, die Kirche in seinem Land abzuspalten, falls der Papst die Unterstützung der Templer nicht einstellte.

Am 13. Oktober 1307 wurden in Frankreich schlagartig alle Ordensmitglieder in Gewahrsam genommen. Die fast gleichzeitigen Verhaftungen stellten eine völlige Überraschung für die Templer dar. Die Verhaftungswelle war ein gut durchorganisiertes, polizeiliches Kommandounternehmen – das erste bekannte seiner Art in der Geschichte. Schon Tage bis Wochen vorher ergingen aus der Kanzlei von Philipp an alle „Dienststellen“ in Frankreich versiegelte Briefe mit der Auflage, sie am 13. Oktober 1307 zu öffnen und dann strikt dem Inhalt gemäß zu verfahren. Die Briefe enthielten die Haftbefehle. Mit dieser landesweit konzertierten Aktion konnte erfolgreich verhindert werden, daß sich die Ordensbrüder untereinander warnten.

Die Untersuchung der Inquisition zog sich über Jahre hin. Um zu erreichen, daß der Templerprozeß mit dem Todesurteil der Angeklagten endete, wurden massenhaft falsche Zeugenaussagen produziert.

Am 18. März 1314 wurde der letzte Großmeister der Templer, Jacques de Molay, in Paris auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Bereits am 22. März 1312 hatte Papst Clemens V. auf dem Konzil von Vienne den Orden aufgelöst. Die Güter der Templer wurden – abzüglich der Verfahrenskosten – den rivalisierenden Johannitern übergeben.

In Norditalien, Portugal und Schottland blieb der Orden der Templer unbehelligt. 1319 gründete König Dionysius in Portugal den „Orden der Ritterschaft Jesu Christi“, der auch als „Christusorden“ bekannt ist. Viele der vor dem französischen König geflohenen Templer fanden hier Aufnahme.

Bangen um das Augenlicht

Mediziner erwarten deutliche Zunahme von Erblindungen

Von HAIKO PRENGEL

Auf die Augenmedizin in Deutschland kommen vermutlich große Herausforderungen zu: Um nicht weniger als 60 Prozent soll die Zahl der Neuerblindungen in den kommenden 20 Jahren zunehmen, prognostiziert der Berufsverband der Augenärzte Deutschlands (BVA). Schuld ist die demographische Entwicklung: Weil die Bevölkerung immer älter wird, verzeichnen Mediziner eine deutliche Häufung altersbedingter Augenkrankheiten.

Schon heute werden laut BVA 85 Prozent aller Erblindungen von drei Augenkrankheiten verursacht, die vor allem Menschen im Seniorenalter treffen. Dabei handelt es sich um das Glaukom (Grüner Star), die altersabhängige Makuladegeneration (AMD) sowie die diabetische Retinographie, eine diabetesbedingte Netzhauterkrankung.

Die gute Nachricht: „Bei den meisten Menschen läßt sich eine Erkrankung und damit eine spätere Erblindung vermeiden", sagt Augenarzt und BVA-Vizevorsitzender Professor Bernd Bertram. Voraussetzung sind regelmäßige Vorsorge-Untersuchungen.

Doch genau hier liegt das Problem: Über die Möglichkeiten der Krebs-Prävention etwa ist die Bevölkerung gut informiert und geht regelmäßig zur Darmspiegelung oder Mammographie. „Daß man auch etwas für den Erhalt seiner Augengesundheit tun kann und sollte, wissen dagegen vergleichsweise wenige Menschen", beklagt Bertram.

Insbesondere beim Glaukom ist rechtzeitige Vorsorge wichtig. Bei der auch unter dem Namen Grüner Star bekannten Krankheit liegt eine Beschädigung des Sehnervs vor, häufig ausgelöst durch erhöhten Augendruck. Von den Seiten her trübt das Blickfeld immer mehr ein.

„Die Erkrankung verläuft schleichend und wird vom Patienten meist erst im fortgeschrittenen Stadium wahrgenommen", sagt Augenarzt und BVA-Sprecher Georg Eckert. Zu diesem Zeitpunkt sei das Blickfeld schon so weit eingeschränkt, daß es zu erheblichen Behinderungen im Alltag komme. Therapieren läßt sich das Glaukom mit Medikamenten, die den Augendruck senken und die Durchblutung fördern.

Allerdings: „Was an Sehvermögen einmal weg ist, kann nicht wiederhergestellt werden", betont Eckert.

Ratsam sei, ab dem 40. Lebensjahr alle ein bis zwei Jahre zur Glaukom-Vorsorge zu gehen, um es erst gar nicht zu den Schäden infolge des Grünen Stars kommen zu lassen. Die Prophylaxe mit Inspektion des Sehnervs kostet Eckert zufolge in der Regel 20 Euro, bei einer erweiterten Untersuchung des Gesichtsfelds bis zu 40 Euro.

Auch die Früherkennungsprogramme bei der altersabhängigen Makuladegeneration (AMD) übernehmen die gesetzlichen Krankenkassen nicht. Bei AMD handelt es sich um Altersschäden im Zentrum der Netzhaut. Etwa drei Millionen Deutsche sind laut BVA betroffen, damit ist AMD die Hauptursache für Erblindung und schwere Sehbehinderung im Alter.

Anders als beim Glaukom führt die AMD nicht zu Sichteintrübungen des peripheren, sondern des zentralen Blickfelds.

„Ein guter Selbsttest ist ein Blick auf die Kacheln im Badezimmer. Wenn die Fugen gewellt aussehen, obwohl sie eigentlich gerade sein sollten, stimmt vermutlich etwas mit den Augen nicht", sagt Eckert. Der Mediziner empfiehlt, für die AMD-Vorsorge ab dem 50. Lebensjahr alle ein bis zwei Jahre zum Augenarzt zu gehen. Die Behandlung kostet etwa 25 Euro. Wer lieber zu Hause bleibt, riskiert Eckert zufolge „dramatische Einbußen" bei der Sehschärfe.

Bei der diabetischen Retinopathie kommt es zu krankhaften Aussackungen der Blutgefäße, Einblutungen in den Augenkörper trüben das Blickfeld ein.

Mit Laserstrahlen läßt sich die Erkrankung therapieren. Einzig bei dieser altersbedingten Augenkrankheit sind die Vorsorgeuntersuchungen für den Patienten kostenlos.

Diabetiker sind bereits erkrankt: „Daher ist die Untersuchung der Netzhaut bei zuckerkranken Menschen keine Vorsorgeuntersuchung im eigentlichen Sinn, sondern vielmehr Pflichtprogramm", betont Eckert.

Blinde Menschen in Deutschland

In Deutschland leben etwa 145000 blinde und rund eine halbe Million sehbehinderte Menschen. Einige blinde Menschen können Gegenstände aus der Entfernung sehen, aber nur dann, wenn sie sich zentral vor ihren Augen und nicht im Randbereich des Blickfelds befinden. Sie leiden an Gesichtsfeldeinschränkung beziehungsweise dem sogenannten Röhrengesichtsfeld. Der Grad der Sehfähigkeit wird in Prozenten oder in Form eines arithmetischen Bruchs ausgedrückt. Wenn man von Blindheit spricht, meint man eine Sehfähigkeit von zwei Prozent oder 1/50 mit Korrekturgläsern. Hochgradige Sehbehinderung liegt vor, wenn jemand trotz Brille nur fünf Prozent oder 1/20 Sehschärfe besitzt. *ddp*

Quelle: Deutscher Blinden- und Sehbehindertenverband

Beim Augenarzt: Gründliche und vor allem regelmäßige Untersuchungen sind notwendig, um die Gefahr einer Erkrankung zu erkennen. Foto: ddp

MELDUNGEN

Gefährliche Herbstzeitlose

Gießen – Auch wenn sie hübsch anzusehen sind: Herbstzeitlose hält man aus dem Hausgarten besser fern, rät die Deutsche Bundesstiftung Umwelt (DBU). Denn die Pflanzen, die Krokussen ähneln und im Spätsommer und Herbst blühen, sind hochgiftig. Schon kleine Mengen, die über den Mund in den Körper aufgenommen werden, könnten Schluckbeschwerden, Übelkeit oder sogar tödliche Atemlähmungen verursachen, warnt Professorin Annette Otte vom Interdisziplinären Forschungszentrum in Gießen, die ein von der DBU unterstütztes Forschungsprojekt über Herbstzeitlose leitet. Es gehe nicht darum, die Pflanze vollständig auszurotten, sondern ihre Ausbreitung zu regulieren, betont die Wissenschaftlerin. Denn auch an ihrem hauptsächlichen Standort, nämlich auf Wiesen, die für die Heuernte genutzt werden, birgt sie Gefahren: Tiere, die das Heu von solchen Wiesen fressen, können erkranken. *ddp*

Belastete Pflaumen

Bonn – Die Pflaumensaison ist in vollem Gange. Die blaulila Früchte sind auf Wochenmärkten und im eigenen Garten zu finden und lassen sich vielseitig verwenden. Den Reifbelag auf frischen Pflaumen und Zwetschgen wäscht man vor dem Verzehr am besten ab. Der sogenannte Duftfilm bestehe zwar aus natürlichem Wachs und könne eigentlich mitgegessen werden, teilen die Experten des „aid infodienstes Verbraucherschutz, Ernährung, Landwirtschaft" mit. Es bestehe aber das Risiko, daß sich darin Umweltschadstoffe ansammeln. Wenn die Ernte zu reich ausfalle, um sie sofort zu verarbeiten, könne man die Früchte auch einfrieren. Dazu müsse man die Pflaumen allerdings vorher entsteinen. *ddp*

Terroristen des Körpers

Tote Zähne können allerlei Unheil anrichten

Von ROSEMARIE KAPPLER

Die aggressivsten der gut 500 Mundbakterienarten verrichten ihre Arbeit im Verborgenen: Sie verursachen Karies, lassen Zahnstein entstehen, entzünden die Mundschleimhaut, greifen das Zahnstützgewebe an, lockern Zähne, legen Nerven blank und lahm und bilden spätestens dann einen versteckten Krankheitsherd.

Der wiederum kann Nierenleiden, Gelenk-, Muskel- und Kopfschmerzen, Magen-Darm-Probleme, Herz-Kreislauf-Beschwerden, Depressionen, Allergien, Ohrgeräusche, Sehstörungen und Rückenschmerzen auslösen. Denn die Bakteriengifte sind in der Lage, die von den Krankheitserregern befallenen Zähne zu verlassen und über das Blut zu anderen Organen zu gelangen. Weder die Entgiftungsfähigkeiten des Körpers noch seine Abwehr durch Entzündungsprozesse können die freigesetzten Gifte vollständig beseitigen. Da ein wurzeltoter Zahn eine Entzündung nicht mehr wahrnimmt, kann es so unbemerkt zur Zystenbildung und Vereiterung im umgebenden Kieferknochen kommen. „Also raus damit", forderten bis vor wenigen Jahren deshalb noch viele radikale Zahnärzte, weil sie ihren Patienten mögliche Folgekrankheiten ersparen wollten. Lieber Zahnersatz als eine Bakterienschleuder und tickende Zeitbombe im Mund. Für andere hatte der unbedingte Zahnerhalt Priorität. Warum, dafür hat Matthias Hannig, Professor für präventive Zahnmedizin am Universitätsklinikum des Saarlandes, eine überzeugende Erklärung: „Eine idealere Lösung als den biologischen Zahnhalteapparat gibt es nicht. Wäre es anders, hätte die Natur unseren Kiefer aus Titan oder anderen Materialien gemacht." Im Bestreben, kranke Zähne in jedem Fall zu erhalten, wurde eifrig gebohrt, geschliffen, ausgeräumt, desinfiziert, gestopft, verfüllt, Nerven lahmgelegt und alles schön versiegelt. So mußte sich die Zahnmedizin lange den Vorwurf gefallen lassen, sie sei die einzige medizinische Disziplin, für die es annehmbar erscheint, totes und infiziertes Gewebe im Körper zu belassen. Denn bei allem guten Willen reichten die früheren Methoden der konventionellen Wurzelbehandlung einfach nicht aus, um sämtliche Bakteriennester und Infektionsherde im Zahninnern auszuräumen. Zudem waren die Werkzeuge nicht ausreichend, um auch wirklich jeden Wurzelkanal aufzuspüren und zu sondieren. „Das hat sich in den letzten Jahren deutlich geändert. Moderne Instrumente haben die Nachteile der üblichen Wurzelbehandlung fast völlig beseitigt", sagt Hannig und hat damit auch die in den USA entwickelte Methode der Endodontie im Blick. Wolfgang Koch, stellvertretender Vorsitzender der Internationalen Gesellschaft für Ganzheitliche Zahn-Medizin (GZM) erläutert: „Verwendet werden hierzu winzig kleine und hochflexible Titan-Feilen, mit denen alle Abschnitte des Wurzelkanals erreicht werden können. Die Feilen werden elektronisch gesteuert." Der Arzt arbeitet meist unterstützt durch ein Operationsmikroskop und orientiert sich anhand einer dreidimensionalen Röntgenaufnahme. Manchmal ist es sinnvoll, einen Wurzelkanal ergänzend mit einem Laser zu behandeln, um restlos alle Gewebe-, Bakterien- und Schadstoffe zu beseitigen. Nach der Auffüllung der Kanäle wird der Zahn mit biologisch verträglichen Versiegelungszementen abgedichtet. Ganzheitlich orientierte Zahnmediziner führen im Einzelfall zuvor einen Allergietest durch. Im Gegensatz zur konventionellen Wurzelbehandlung wird die Endodontie auch von der ganzheitlichen Zahnmedizin befürwortet, obwohl auch sie letztlich einen toten Zahn im Mund beläßt. „Die Belastung des Gesamtorganismus liegt jedoch geringer, als wenn der Zahn entfernt und durch eine Brücke ersetzt würde", versichert Koch. Weitere Informationen im Internet unter www.gzm.org.

Auch im alten Rom beliebt

Sellerie als anregendes Lebensmittel und als Heilpflanze

Von ANNE BAHRS

Apium graveolens aus der Familie der Doldenblütler wächst als „Wildsellerie" nur auf salzhaltigen Böden. Die Pflanze war bereits im alten Ägypten bekannt. Ihre Blätter und Blüten wurden den Verstorbenen mit ins Grab gelegt. Bei den Griechen und Römern war Sellerie dem Gott der Unterwelt geweiht und Sinnbild für Tod und Trauer. Seine blühenden Zweige wurden aber auch gepflückt, um Kränze für die Sieger der „Isthmischen Spiele" zu binden. Denn Sellerie war auch ein Symbol für Triumph und Schönheit. Man fand auf Sizilien zwei Münzen der griechischen Stadt Seliunt (geprägt zwischen 480 und 409 v. Chr.) mit Blattzipfeln des Sellerie als Stadtwappen.

Die lateinische Bezeichnung „Apium" wird in den Aufzeichnungen der Mönche nördlich der Alpen erst ab etwa 800 genannt. Wir wissen, daß Sellerie in St. Gallens Klostergarten um 820 als Gewürz- und Arzneipflanze auf 18 Beeten angebaut wurde. Im von Römern besetzten Germanien ließen sich Pflanzen und Samen als Verkohlungen und in Fäkalien bei archäologischen Grabungen unter anderem im Rhein-Main-Gebiet (Butzbach), auch bei Neuss und Xanten am Rhein nachweisen. Die Römer schätzten Sellerie als Gewürz so sehr wie Dill und Koriander.

Wildsellerie wächst an der Nord- und Ostseeküste, an Gräben, Bächen, Flußufern auf salzigem Boden auch bis hin zum Kaukasus. Man sammelte ihn lange als Arzneipflanze, die in Deutschland nur noch selten zu finden ist.

Sellerie-Medizin schluckte man nur widerwillig, denn sie hatte einen unangenehmen Geruch und bitter-scharfen Geschmack. Zudem war die Arznei wohl schwer zu dosieren. Vor der „Giftpflanze" wurde gewarnt. Heute wissen wir, daß Sellerie allergische Reaktionen auslösen kann bis hin zum gefährlichen Schock.

Gärtner nahmen Sellerie in Kultur. Seine Kälteempfindlichkeit blieb, doch Dank der Zuchterfolge kennen wir nun mehr als männerfaustgroße Sellerieknollen mit schneeweißem „Fleisch" und den für Rohkostsalate geschätzten Stangensellerie.

Die Pflanzen enthalten nur noch geringe Spuren von Furocumarinen. Den unangenehmen Geruch und Geschmack haben sie verloren, aber auch diese Kulturpflanzen wirken animierend auf Niere und Blase und sie sollen immer noch unsere Sexualorgane anregen.

Gerade das mag den Sellerie so beliebt gemacht haben! Ein Texter und Komponist jubelte: „Hermann, freu' dich, Hermann, freu' dich! Morgen gibt's Sellerie-Salat." Der Schlager wurde im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts ein „Hit", den man noch in meiner Jugendzeit oft von alten Schallplatten hörte.

Nur noch gelegentlich werden die Droge des Sellerie, gewonnen aus den reifen, getrockneten Früchten, und das frische oder getrocknete Selleriekraut sowie auch die frischen oder die getrockneten Sellerieknollen in der Volksmedizin als Diuretikum bei Blasen- und Nierenleiden, bei Gicht, rheumatischen Beschwerden und nervöser Unruhe eingesetzt.

Eingekochtes Selleriekraut bedingt vermehrte Harnausscheidung, hilft bei Magen- und Darmbeschwerden und gegen Appetitlosigkeit. Ausschließlich Kulturen in Deutschland, Polen und den Balkanländern liefern Sellerie für unsere pharmazeutische Industrie und zur Herstellung von Gewürzextrakten. Sellerieöl wird auch für kosmetische Produkte benötigt.

Gemüsegeschäfte bieten uns übers ganze Jahr große Sellerieknollen für Gemüse und Salate an, auch geteilt und gebündelt in Porree, Petersilienwurzeln und Möhren als „Suppengrün". Knollen- und Stangensellerie sind für Salate sehr volkstümlich geworden, haben aber auch in der „feinen Küche" immer noch einen guten Namen.

MELDUNGEN

Wandern über Berg und Tal

Hameln – Das Weserbergland im Dreieck Hannover, Bielefeld und Kassel entfaltet im Herbst einen besonderen Charme. Romantische Fachwerkstädtchen, imposante Schlösser und zauberhafte Märchenfiguren bilden die Kulisse für zahlreiche interessante Wanderungen. In fünf Tagesetappen, jeweils 20 Kilometer lang, können Interessierte das Uslarer Land kennenlernen. Als Belohnung gibt es nicht nur beeindruckende Aussichten auf das Wesertal, sondern auch das Wanderdiplom. Ein angebotenes Wanderpaket enthält für 269 Euro pro Person sechs Übernachtungen in Landgasthäusern mit Frühstück, Gepäcktransfer und eine Wanderkarte. Auch der „Bad Pyrmonter Wanderspaß“ mit vier Übernachtungen inklusive Frühstück hält, was er verspricht. An zwei Tagen stehen Wanderungen auf dem Programm, danach finden die Gäste Entspannung beim Besuch der Therme Hufeland. In Rinteln geht es für interessierte Besucher hoch hinaus: Die Teilnehmer einer geführten Wanderung erklimmen einige der schönsten Türme des Weserberglandes, ein hervorragender Blick über die Landschaft inklusive. Ein Ausflugspaket mit zwei Hotelübernachtungen samt Frühstück, Stadtführung durch Rinteln, Wanderungen und dem Besuch der Schillat-Höhle gibt es ab 111 Euro. Weitere Informationen über die schönsten Wanderrouten im Weserbergland und die Wanderpakete gibt es im Internet unter www.weserbergland-tourismus.de sowie bei der Weserbergland Tourismus e.V., Deisterallee 1, 31785 Hameln, Telefon (0 51 51) 9 30 00. *ddp*

Nachtwanderung durch den Zoo

Kiel – Auf der Suche nach Veranstaltungen rund um Natur in Schleswig-Holstein werden Interessierte unter www.umwelt.schleswig-holstein.de fündig. Noch bis zum 31. Oktober können Besucher zum Beispiel im Nationalpark-Zentrum Multimar Wattforum in Tönning die bunte Welt der Blumentiere erkunden. Die Ausstellung zeigt 20 Arten dieser Meerestiere, die wie Blumen aussehen. In mehreren Städten gibt es vom 12. bis zum 27. Oktober „Nightlife für Kinder“. Der Nachwuchs zwischen sechs und zwölf Jahren wird zu aufregenden Urlaubsnächten eingeladen. Auf dem Programm steht etwa eine Nachtwanderung im Zoo oder eine Paddeltour im Abendlicht. *ddp*

Hinter dem Polarkreis

Fjorde, Wale und Badebuchten in Nordnorwegen

Von Elke Gersmann



Norwegen: Die Landschaft mit ihren schroffen Bergen und tiefen Fjorden scheint aus einer anderen Welt zu stammen. Foto: ddp

Oft wird es von Stürmen heimgesucht und manchmal ist es zum Leidwesen der Besucher auch nebelverhangen: genau auf 71 Grad zehn Minuten und 21 Sekunden nördlicher Breite befindet sich das legendäre Nordkap. Seinen Namen erhielt es 1553 vom englischen Seefahrer Richard Chancellor, der sich am nördlichsten Punkt Europas wähnte – was allerdings nicht ganz der Fall war. Seitdem zieht das 307 Meter hohe Plateau Menschen an. Mancher ist auf den ersten Blick etwas enttäuscht, weil er sich das Nordkap spektakulärer vorgestellt hatte. Doch man muß ihm Zeit geben, diesem beinahe nördlichsten Punkt Europas. Erst dann, wenn man dem Wind lauscht, den Wellen zuhört und sich in der Weite des arktischen Meeres verliert, kann der Zauber wirken.

Verzaubert wirkt so einiges in Nordnorwegen: Die Landschaft mit ihren schroffen Bergen und tiefen Fjorden scheint aus einer anderen Welt zu stammen. Vielleicht ist an der Sache mit den Trollen doch was dran. Unzählige Geschichten erzählen von den Fabelwesen, die – egal ob daumengroß oder riesig wie ein Berg – uns Menschen nicht besonders zu mögen scheinen.

Wenn man auch nicht unbedingt auf Trolle trifft, so doch auf einen immer wiederkehrenden Superlativ: der nördlichste Golfplatz, die nördlichste Brauerei, die nördlichste Stadt. Letzterer, nämlich Hammerfest, geht es allerdings nicht besser als dem Nordkap: sie ist nicht mehr die nördlichste Stadt Europas. Das ist jetzt Honningsvåg, welches 1998 die Stadtrechte erhalten hat. Eine Vereinbarung der beiden Städte erlaubt Hammerfest jedoch, sich nach wie vor als nördlichste Stadt Europas zu präsentieren. Die Atmosphäre ist so ruhig und gelassen wie eigentlich überall im Land. Nur wenn ein Hurtigruten-Postschiff anlegt, wird es etwas geschäftiger: Waren werden entladen, die Passagiere gehen von Bord, um durch die kleine Stadt zu streifen. Auch wenn die Linienschiffe zwischen Kirkenes und Bergen einen straffen Fahrplan haben: Hektik kommt in dem kleinen Hafen nicht auf.

Die Häuser in den Orten an der Nordmeerküste strahlen in leuchtenden Farben, so als wollten sie der langen Dunkelheit im Winter trotzen. Gemütlichkeit blinzelt aus den Fenstern heraus, vor denen in kleinen Gärten bunte Blumen blühen. Der Golfstrom macht es möglich. Denn obwohl man sich hier auf dem gleichen Breitengrad wie das nördliche Sibirien befindet, sind die Temperaturen gemäßigt. Im Sommer wurde auch schon die 30-Grad-Marke geknackt.

Während der Fahrt über die Inselgruppe der Vesterålen sind hier und da feinsandige Badebuchten zu sehen. Badespaß gibt es also auch nördlich des Polarkreises. Auf den Inseln haben sich alle Landschaftsformen des Nordens versammelt: 1200 Meter hohe Berge, Fjorde, Schären, Flüsse und Seen. Andøy tanzt etwas aus der Reihe: die Hälfte ihrer Fläche besteht aus Mooren, in denen sich das flauschige Wollgras im Wind wiegt und die beliebten Moltebeeren wachsen. An der Nordspitze liegt der Fischerort Andenes. Früher startete man hier zum Walfang, heute zum Walegucken.

Nur wenige Kilometer vor der Küste beginnt die Tiefsee. Ideale Bedingungen für Pottwale. Vor dem Ausflug steht erstmal die Theorie. Eine Führung durch das Walmuseum, in dem auch ein Pottwal-Skelett zu sehen ist, bereitet die Walfreunde auf das Abenteuer vor – welches eine ziemlich wackelige Angelegenheit wird. Die Schiffe sind ehemalige Robbenfänger. Damit sie durch Eis fahren konnten, haben sie einen runden Schiffsrumpf und schaukeln wie Stehaufmännchen hin und her. Die Wahrscheinlichkeit, auf einen Pottwal zu treffen, soll bei 95 Prozent liegen. Das ist nicht übertrieben: Schon bald ist in der Ferne eine Blasfontäne zu sehen. Und wenig später taucht in der Nähe einer der Wale auf. Er prustet, tankt Sauerstoff für seinen nächsten Tauchgang. Dann ist es soweit: Er krümmt seinen Rücken und zeigt das Motiv, auf das alle warten: die riesige Schwanzflosse.

Gleich südlich der Vesterålen liegen die Lofoten. Die dramatische Szenerie mit den steil aus dem Meer ragenden, zerklüfteten Bergen läßt sich am besten vom Schiff aus bewundern. Bei der Annäherung durch den Raftsund darf ein Abstecher in den Trollfjord nicht fehlen. Durch den schmalen Eingang des nur zwei Kilometer langen Fjords schieben sich zur Freude der Gäste auch die Hurtigrutenschiffe.

Passagiere kleinerer Boote haben überall Botschaften auf den steilen Felswänden hinterlassen. Und hatten es mit dem Hinausfahren sicher einfacher als der Kapitän des großen Postschiffs, das am Ende des Fjords auf der Stelle wenden muß.

Die Landschaft der Lofoten ist von beeindruckender Dramatik, dazwischen wie Farbtupfer kleine Fischerorte mit knallroten Holzhäusern. Meterhohe Holzgestelle zum Trocken von Fisch erinnern daran, daß dieser die Haupteinnahmequelle der Insulaner ist. In Å, dem Ort mit dem kürzesten Namen in Norwegen, kann man im Fischereimuseum mehr darüber erfahren, im hübschen Henningsvær noch viel von der Atmosphäre erleben. Svolvær ist der Hauptort der Lofoten.

Gefangen zwischen 700 Meter hohen Bergen, ist er in die Schären hinausgewachsen: einige der Häuser am Hafen stehen auf Stelzen. Und hoch oben über der Stadt sieht man zwei Gestalten von einem Felsen zum nächsten springen. Sind das Menschen – oder doch Trolle?

Viele Wege führen nach Mariazell

Vor 850 Jahren wurde der Wallfahrtsort in der Steiermark gegründet

Von Helga Schnehagen

Wallfahren ist Beten mit den Füßen und zugleich die älteste Form des Tourismus. Die „entschleunigte“ Begegnung mit Menschen, Kultur, Natur und Brauchtum liegt zweifellos im Trend. Rund 40 Millionen Wallfahrer sind derzeit pro Jahr unterwegs. Ihre Berichte genauso wie die steigende Zahl neuer Wege und Touren machen das Pilgern immer populärer. Der Besuch von Papst Benedikt XVI. am 8. September gilt als Höhepunkt der Wallfahrten und Sonderveranstaltungen rund um das 850jährige Geburtstagsfest von Mariazell in der Hochsteiermark.

Im Dezember 1157 versperrte dem Benediktinermönch Magnus, eine Gnadenstatue in den Händen haltend, ein Fels den Weg. Völlig erschöpft bat er die Statue um Hilfe und siehe da, der Stein spaltete sich. Als Dank erbaute er eine Zelle für die Marienfigur – „Maria in der Zelle“ – und begründete damit den wichtigsten Wallfahrtsort Mitteleuropas.

Bereits zur Internationalen Jugendwallfahrt vom 12. bis 15. August waren tausende Jugendliche in Mariazell. Auf dem Programm standen neben einem spirituellen Programm für Kunst, Sport, Glauben und Politik. Für die Teilnahme am Papstbesuch gaben Pfarreien und Diözesen, unter anderem in Österreich, Deutschland und der Schweiz, kostenlose Zählkarten aus.

Wer den Spuren der Wallfahrt folgen möchte, findet von Juni bis Oktober ein dichtes Veranstaltungsprogramm für alle Glaubensrichtungen und Altersgruppen. So kann man zum Beispiel dem neu markierten Mariazeller Gründer Weg vom Stift St. Lambrecht bei Murau über Admont und Eisenerz folgen oder dem neuen Hemma Weg nach Gurk.

Schon seit 1981 besteht der Steirische Mariazellerweg mit rund 250 Kilometern Länge und 6200 Höhenmetern.

Als geführte Tour mit Vollpension, Gepäcktransfer, Besichtigungen und Teilnahme an Veranstaltungen wie der „Mariazeller Bergwelle“ organisiert der Tourismusverband Mariazeller Land eine fünftägige Pilgerwanderung auf den Spuren von Mönch Magnus von Graz nach Mariazell.

Für Radler verbindet der 145 Kilometer lange Pilger-Radweg den Wallfahrtsort Klein-Mariazell in der Oststeiermark mit Mariazell in der Hochsteiermark. Auf der Strecke liegen unter anderem die Basilika Mariatrost, Thal mit der Jakobuskirche von Ernst Fuchs und die Propstei Aflenz mit dem mystischen Heilstein. Eine um 20 Kilometer längere Variante schließt Graz, den spirituellen Weg Weiz und die Heilwasser-Quellen Schüsserlbrunn sowie Erhardibründl mit ein.

Wallfahrt auf Schienen bietet die Schmalspurstrecke Mariazeller Bahn, die das Mariazeller Land mit der Landeshauptstadt St. Pölten auf einer gut zweistündigen romantischen Fahrt verbindet. Auch sie feiert einen runden Geburtstag: den 100sten. Die Museums-Tramway zum Erlaufsee benötigt nur zehn Minuten von Mariazell bis zum beliebten Badesee mit seinem großen Freizeit-Gelände. Sie wurde 1884 gebaut und ist damit die älteste Dampf-Tramwaylokomotive der Welt.

Das Ufer des Bergsees auf der Mariazeller Bürgeralpe könnte Ziel von Wanderungen sein. Bequemer geht es allerdings mit der neuen Panorama-Gondelbahn. Auf der Seebühne wird in dieser Zeit mit der „Mariazeller Bergwelle“ ein beeindruckendes Farbenmeer aus 40 Meter hohen Wasserfontänen, Laser und Tonkunst aufgeführt. Am besten, man ist schon am späten Nachmittag oben, schaut sich in Ruhe um und geht essen, bevor um 20 Uhr das Live-Konzert vor der Wassershow beginnt.

Den richtigen Wallfahrer-Proviant findet man vor Ort. Nahrhaft, gesund, haltbar und gut riechend waren seit jeher die Anforderungen. Der Mariazeller Lebkuchen der Familie Pirker erfüllt sie seit gut 300 Jahren. 33 verschiedene Kräuter enthält der „Mariazeller“ aus der 1871 gegründeten Likörmanufaktur Arzberger, hergestellt nach streng geheimen Rezepten aus mittelalterlichen Klöstern. Der Mariazeller Kräuterbitter schmeckt zart-herb und hilft nachweislich bei der Verdauung. Für vorherigen Genuß sorgt die bekanntermaßen gute steirische Küche.

Infos: Tourismusverband Mariazeller Land, Hauptplatz 13, A-8630 Mariazell, Telefon (00 43) -38 82-23 66, www.mariazell2007.at

Bayern wird sich nach Stoiber zurücksehnen

Betr.: „Er schenkte Bayern gute Jahre“ (Nr. 37)

Ja, Bayern und die CSU werden sich wohl noch nach Stoiber zurücksehnen, aber Machtgeile konnten es nicht erwarten, an seiner Stelle die Spitze zu besetzen. Wir werden erleben, wie sie mit seinem Erbe umgehen. Für Deutschland und Bayern können wir nur hoffen, daß sie die Führungskraft der CSU in Bayern halten können, denn drei linke Parteien stehen der Union gegenüber. Eine schwache CSU in Bayern könnte der Merkel-CDU den Absturz bescheren.

Schade nur, daß Stoiber es nicht gewagt hat, die CSU über das ganze Deutschland auszudehnen. Deutschland braucht eine nationalorientierte demokratische rechte Partei. **Hartmut Donesch, Lünen**

Latein bei bildungsorientierten Eltern aktuell

Betr.: „Totgesagte leben länger“ (Nr. 37)

Kluge und für ihre Kinder vorausschauende Eltern wußten schon immer Bildung zu schätzen, Fleiß, Leistung und Disziplin, systematisches Lernen in Ordnungsstrukturen. Latein war darum immer ein gutes Angebot, dem nur oft von linker Politik das Leben erschwert worden ist, wofür Berlins grundständige Gymnasien Zeugnis ablegen können.

Eltern, die wissen, daß sie ihren Kindern auch Wissen, Bildung und Leistungsbereitschaft für ihr Leben als Erwachsene mitgeben müssen, hatten und haben im Erlernen der lateinischen Sprache eine gute Basis neben anderen, aber eine, die unser Bildungssystem nie missen sollte. **Otto Bartsch, Greifswald**

Evas Meinung

Betr.: „Liebe Eva“ (Nr. 37)

Eva hin, Eva her, sie muß privat ihre Meinung sagen dürfen, ohne daß sie ihren Arbeitsplatz verliert. Ich halte das Verhalten des NDR ihr gegenüber für demokratieschädigend, man könnte es auch als faschistisch bezeichnen. „Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag' ich dir den Schädel ein.“

Der NS-Staat ist zwar von heute aus nur der Holocaust-Staat, wurde aber dazumal von Millionen Deutschen ganz anders erlebt. Familien- und Sozialpolitik brauchen den Vergleich zu heute nicht zu scheuen.

Wenn es in einem Lied hieß: „Mütter, Euch sind alle Feuer, alle Sterne aufgestellt, Mütter, tief in Eurem Herzen ruht das Herz der weiten Welt“, dann mag das zwar überzogen sein, aber lieber als das, was uns die 68er bescherten, ist es mir ohne Zweifel.

Vergleiche sind immer nützlich. Man kann aus ihnen nur lernen. **Jochen Rossmann, Tübingen**



In der Kritik: Die ehemalige Tagesschau-Moderatorin Eva Herman stellt ihr Buch „Das Prinzip Arche Noah“ vor. Foto: ddp

EU-Islamisierung

Betr.: „Im Abseits – EU-Beitritt der Türkei nicht mehr realistisch“ (Nr. 35)

Dagegen halte ich den EU-Beitritt der Türkei für realistisch, ist doch der EU-Beitritt auch weiterhin für die Türkei nützlich und öffnet das Tor weiter zur Islamisierung Europas. Und da wir in der EU und unter unseren Politikern genügend hirnrissige Vertreter haben, die die Türkei unbedingt in der EU sehen wollen, scheint mir unser Schicksal besiegelt. Es würde für mich an ein Wunder grenzen, wenn die Ausbreitung des Islam in Europa aufgehalten werden könnte. **Ingomar Pollak, Bremen**

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Herman und Meisner überdecken die wahren Probleme

Betr.: „Liebe Eva“ (Nr. 37)

Unsere Medien – Fernsehen wie Presse – entwickeln sich immer mehr zu einer nahezu unerträglichen Institution, die mehr einem Mißbrauch der freien Meinungsäußerung entspricht als einer verantwortungsvollen Informationsquelle für den Bürger dieses Landes, so wie es eigentlich beabsichtigt war.

Eine beliebte Fernsehmoderatorin erdreistet sich zu der Feststellung, daß nicht alles in den beiden Diktaturen unter Hitler und Honecker schlecht war und wird deshalb von ihrem Arbeitgeber fristlos entlassen, obwohl sie recht hat. Kardinal Meisner benutzt lediglich ein aus der Nazizeit negativ belegtes Wort „entartet“ und wird bundesweit kritisiert. Welch ein Glück für die Medien, zwei neue Themen zu haben, um ihre Zeilen und Sendezeit zu füllen. Welch ein Glück auch für einige Politiker, sich in Szene setzen zu können in der Hoffnung, bemerkt zu werden, fielen sie doch bisher durch keinerlei richtungsweisendes Engagement auf. Den Mund aufmachen und etwas rauszulassen, was nach Nazis schmeckt, welch ein Verbrechen. Armes Deutschland, daß deine großen Leistungen der Nachkriegszeit, Dein internationales Engagement, Deine erbrachte Wiedergutmachung etc. immer noch von den eigenen Leuten allzu gerne mit Bezug auf alte Lasten drohen beschädigt zu werden, nur weil man meint, sich mit Edelmut brüsten zu müssen. Einfach traurig! Haben Herman und Meisner wie Ahmadinedschad jemals etwa den Holocaust verneint? Das wäre ein Grund zur Klage gewesen!

Das nächste Thema, zu dem sich die Medien meinen kompetent äußern zu dürfen, ist das alberne Thema „Klimawandel“. Exakt heute opfert die Tagesschau die ersten Minuten der Meldung, daß in der Arktis das Eis rasend schnell schmelzen würde, ein Tempo wie seit den Aufzeichnungen nicht mehr, den Aufzeichnungen der letzten 30 – in Worten lächerliche „dreißig“ – Jahre! Das dumme, ungebildete und emotionalisierbare Wählervolk rennt hinter dem Rattenfänger Gabriel und seiner Komplizin Merkel her wie zu Goebbels-Zeiten. Blind, kritiklos und in Angst versetzt.

Unsere Politiker sollten nach Frankreich schauen, wo man Politik zum Wohle der eigenen Nation betreibt inklusive Förderung von Atomstrom als sauberster Energie, während Herr Gabriel hier verlangt, die Häuser in Watte zu packen, und damit die Hoffnung verbreiten will, daß er mit seinen 80 Millionen Deutschen dem Sonnensystem paroli bieten könnte. Aber unsere Medien unterstützen diesen Schwachsinn! **Dr. med. dent. Ernst Nordmann, Köln**

Soldaten sind die gelackmeierten

Betr.: „Jung macht sich keine Freunde“ (Nr. 38)

Der amtierende Bundesminister der Verteidigung Franz-Josef Jung beweist aufs neue, was wir seit Preußens Zeiten das „Juristenmonopol“ nennen.

Er, der promovierte Jurist, beabsichtigt in schierer Allgewalt sich der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zu widersetzen. Entgegen dem dort ergangenen Spruch beharrt er darauf, mit der „Notstands“-Begründung den Abschuß von Passagierflugzeugen nach eigenem Ermessen zu befehlen.

Er sattelt noch eins drauf und läßt in den Nachrichten verbreiten, daß wegen der aufgekommenen Vorbehalte die dafür ausgewählten Kampfrotten nur mit ihm hörigen Jetpiloten besetzt werden.

Soviel Machtbesessenheit erzeugt nicht nur Unbehagen in der Luftwaffe, sondern bei der Bevölkerung insgesamt.

Sicher aber ist schon jetzt, käme es je zu einem Abschuß, wird sich in letzter Instanz nur der Jetpilot zu verantworten haben.

Wie wenig der Einwand des „Befehlsnotstandes!“, einem gelackmeierten Soldaten vor deutschen und internationalen Gerichten helfen kann, haben wir im letzten Jahrhundert mehrfach nachlesen können. **Peter Kopyciok, Kipfenberg**

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Wolf Oschlies

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

Ein Partisanenkrieg ist nicht zu gewinnen

Betr.: „Aussteigen oder Weitermachen?“ (Nr. 35)

Nach meinen Erfahrungen von 1942/43 in Weißrußland ist ein Partisanenkrieg nicht zu gewinnen.

Diese Erfahrungen machten ja auch die Amerikaner in Korea und Vietnam und jetzt im Irak und die Russen in Afghanistan, denn bei der Bevölkerung zählt die Volkszugehörigkeit mehr als die politische Einstellung.

Demokratische Entwicklungen können außerdem nicht oktroyiert werden, sie müssen sich aus der Gesellschaft selber heraus entwickeln.

Da ich in der Schule Russisch gelernt hatte, hatte ich dort schon während des Krieges private Kontakte. So auch mit einem Arzt, der fließend Deutsch sprach und mit dem ich Schach spielte. Später, als ich anderswo eingesetzt war, erfuhr ich, daß er zu den Partisanen übergewechselt war, weil man ihm mit Repressalien gegen seine Familie gedroht hatte.

Ausländische Soldaten bleiben Fremde, zumal es für sie schwer ist, in Gefahrenmomenten schnell zwischen Zivilisten und Partisanen, die sich hinter diesen verstecken, zu unterscheiden.

Das erlebt man ja in Bagdad Tag für Tag, obwohl sich dort die Anschläge gegen die eigenen Mitbürger richten.

Das bringt die Situation in Afghanistan auf den Punkt und die Frage: „Was geschieht, wenn in ein paar Jahren die zu erwartende türkische Mehrheit in der BRD die Scharia einführt? Werden dann unser Bundeswehrsoldaten als Kriegsverbrecher verurteilt?“

Man könnte auch weiter fragen, warum wir bei dieser absehbaren Entwicklung noch ein Ehrenmal für unsere in Afghanistan getöteten Soldaten errichtet haben.

Damit wollen unsere Politiker doch nur vortäuschen, sie sorgten sich um unsere Soldaten, die sie kaltblütig dorthin schicken.

Diese Frage sollten sich die Sozialdemokraten, vor allem Herr Struck, stellen, der sich so energisch für die Verteidigung der Bundesrepublik am Hindukusch einsetzt. Notfalls noch für zehn Jahre, wie ich in der Presse las. **Wilhelm Fuehrer, Köln**

Der Islam hat seine Flegeljahre

Betr.: „Wunder-Apparat“ (Nr. 37)

Beinahe jeden Freitag lese ich Ihren Wochenrückblick mit Begeisterung. Mein ostpreußischer Oppa – Gott hab' ihn selig – würde die Vorgänge unserer Zeit nicht besser persiflieren können ...

Ihren angeführten Theorien zum Thema „Islamistischer Terror“ möchte ich mal eine hinzufügen: Jede auf Religion basierende Kultur gerät irgendwann in „Flegeljahre“.

Christen kennen es zu gut, das Geheule der sogenannten „nicht Konfessionellen“ über Kreuzzüge und Inquisition etwa im 14. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Allgemein bekannt ist, daß der islamische Glaubensgründer Mohammed etwa sechs Jahrhunderte nach Christus gelebt und gewirkt hat. Es läßt sich leicht errechnen, daß „der Islam“ gerade pünktlich zu seinem 1400. Geburtstag Kreuz- äh, nein! Halbmond-Zugs-Ambitionen entwickelt ...

Wie im 14. Jahrhundert bei uns Christen kennt auch die islamische Hemisphäre heute noch keine Nachwuchssorgen und kann sich aus einer „Eva-Herman-Diskussion“ heraushalten ...

Was war da eigentlich los? Ich weiß nichts von einem „Eva-Herman-Drittes-Reich-Verherrlichungs-Zitat“ – nix gehört. Es schien unseren Medienmachern wichtiger, einen Kardinal Meisner in Bild und Ton zu zitieren, Wort für Wort, bis zum Erbrechen.

Da blieb dann wohl keine Zeit mehr, zwischen allen Dreckausschüttereien über Frau Herman auch mal in Wort und Bild zu zitieren, was sie denn Schlimmes gesagt haben soll.

Beiden, Frau Herman wie auch Herrn Meissner, ist allerdings eines gemein: Sie werden beschuldigt, sich in ungebührlicher Weise eines Wortschatzes bedient zu haben, der 1933 nicht per Dekret abgeschafft und 1945 nicht durch einen Vier-Mächte-Befehl wieder in Kraft gesetzt wurde: Ihrer Muttersprache, des Deutschen.

P. S. Ich habe jetzt im Internet(z) die Äußerung von Frau Herman gefunden :-)

Fazit: Beide haben was Richtiges gesagt ... und ich bin froh, daß im Dritten Reiche mit „Heil Hitler“ gegrüßt wurde.

So kann ich – nicht eben ein Freund extremistischer Ideologien – wenigstens noch „Guten Morgen“, „Guten Tag“ und „Guten Abend“ sagen, ohne mich „schuldig“ fühlen zu müssen, „Nazi-Wortschatz“ zu gebrauchen. **Helge Maibaum, Fahrland**

MELDUNGEN

159 Millionen für Moskaus Atom-U-Boote

Berlin – Deutschland hat 2006 57 Millionen Euro an Rußland gezahlt, damit Moskau alte Atom-U-Boote aus der Sowjetzeit verschrottet, 2007 und 2008 sollen weitere 102 Millionen aus Berlin folgen, mit denen dienstuntaugliche Boote beseitigt werden. Der Bund der Steuerzahler kritisiert die Zahlungen heftig, da der russische Staatshaushalt im Unterschied zum deutschen „Milliarden-Überschüsse" verzeichne.

Deutschland weiter im Trend

Wiesbaden – Im ersten Halbjahr 2007 kamen knapp zwei Prozent mehr ausländische Besucher nach Deutschland als im gleichen Zeitraum 2006 – trotz der Sonderkonjunktur durch die Fußball-WM im vergangenen Jahr. Größte Gruppe bleiben die Niederländer mit 14,5 Prozent, gefolgt von den US-Amerikanern mit 9,3 und den Briten mit 8,2 Prozent. Prozentual wuchs die Zahl der russischen Touristen am stärksten.

ZUR PERSON

Drittmächtigste Frau der Welt



Neben dem Ukrainischen Präsidenten Viktor Juschtschenko verkörpert sie die weibliche Seite der „Orangen Revolution" von 2004. **Julia Timoschenko** scheint die Rückkehr an die Schalthebel der Macht geschafft zu haben.

Noch im Jahr 2005 hatte Juschtschenko die gesamte Regierung und damit auch Timoschenko aus den Ämtern gejagt, nun stehen die Weichen erneut auf Koalitionskurs. Die charismatische Politikerin hat ihr Talent als Wahlkämpferin genutzt. Als Oppositionsführerin machte sie sich die Stimmung gegen die Oligarchie zu nutze, wohl kalkulierend, daß sie selbst Oligarchen als Unterstützer hat.

Trotz der Spaltung des orangen Lagers könnte Timoschenko erneut den Posten der Ministerpräsidentin erklimmen. Eine Kröte, die Juschtschenko schlucken muß, denn hält er sie aus der Regierung fern, könnte sie bei Präsidentschaftswahlen gegen ihn antreten. Über einen Kuhhandel könnte Juschtschenko die Situation entschärfen: Ließe er Timoschenko den Posten des Premiers, könnte sie auf eine Präsidentschaftskandidatur verzichten.

Die politische Karriere der 46jährigen hört sich zuweilen abenteuerlich an: 1999 trägt sie in der Juschtschenko-Regierung Verantwortung für den Energiebereich, im Jahr 2001 wird sie unter dem Verdacht der Steuerhinterziehung inhaftiert. In Rußland lief ein Verfahren wegen Bestechung von Militärs, so landete sie auch auf der Fahndungsliste von Interpol. Das „Forbes Magazin" erklärte sie zur drittmächtigsten Frau der Welt nach Kanzlerin Merkel und US-Außenministerin Condoleezza Rice. Timoschenko hat es auch auf die deutsche Bühne geschafft. Am Potsdamer Hans-Otto-Theater hatte 2006 das Stück „Julia Timoschenko" Premiere. *M.A.*



Auf der Achterbahn Zeichnung: Mohr

Schafe

Warum der Ölpreis immer steigen muß, wie sich Schweizer im Ton vergreifen, und wo der Faschismus aus der Nudel kommt / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Die schlechte Nachricht: Der hohe Euro-Kurs drückt auf unsere Exporte in Länder außerhalb der Gemeinschaftswährung, weil unsere Produkte dort teurer werden. Die gute Nachricht: Importe von dort werden billiger wegen des Euro-Höhenfluges. Eigentlich eine ganz einfache volkswirtschaftliche Rechnung. In diesen Wochen aber erleben die Deutschen, daß nicht nur gutes Gemüse schlecht werden kann, sondern auch gute Nachrichten.

Es reicht die Fahrt zur Tankstelle: Erdöl wird ja in US-Dollar abgerechnet, also mag so mancher deutsche Kraftfahrer nach Lektüre der neuesten Wechselkurs freudig erregt zum Kraftstoffhändler gejagt sein, um den Preisen beim Purzeln zuzugucken. Dort die Enttäuschung: Die Preise fallen nicht etwa, sie steigen sogar noch! Warum?

Vom großen Ölgeschäft verstehen wir kleinen Würstchen eben gar nichts. Das geht nämlich so: Weil die Hersteller wegen des hohen Euro auf dem europäischen Markt weniger verdienen, müssen sie schweren Herzens die Preise anheben, um ihre Gewinnmargen zu halten. Und wenn der Dollar wieder steigt? Dann steigt der Ölpreis ohnehin mit – aufgrund der gestiegenen Produktionskosten, die ja in Dollar anfallen. Man könnte es auch so ausdrücken: Wenn der Sack Reis in China nach vorn umfällt, steigt der Ölpreis. Und wenn er nach hinten umfällt ... genau!

Ist das nicht phantastisch? Ja, so verdient man Geld, Ihr Idioten! Wir, die Idioten, sind zwar beeindruckt von diesem ausgeklügelten System. Nur behagt es uns nicht, immer am falschen Ende vom Zockertisch zu sitzen. Deshalb haben in unseren Ohren die Namen von Ölkonzernen den selben Klang wie die von berühmten Mafia-Paten.

Das läßt die Multis nicht kalt, sie bemühen sich sehr um etwas mehr Verständnis von unserer Seite ... das heißt, nein, „Verständnis" ist vielleicht nicht das richtige Wort. Das würde ja bedeuten, daß uns die Multis erklären wollten, was wirklich ihre Motive sind und was sie da treiben. Genau das aber dürfte unsere Meinung über die Ölkonzerne noch weiter verdüstern, weshalb sie davon doch lieber die Finger lassen. Also sagen wir besser: Die Petroleumproduzenten hätten es einfach gern, wenn wir mit einem fröhlichen Lächeln hergäben, was sie uns aus der Tasche ziehen. Deshalb laufen in den Medien manchmal so Kampagnen, in denen sie uns mitteilen, wie emsig sie in „zukunftsweisende Technologien" investieren zu dem einzigen Zweck, Kraftstoff zu sparen. Wir glauben dem ebenso vorbehaltlos wie der Alkoholwarnung aus der Schnapsfabrik. Was aber ungerecht ist: Warum sollten die Ölhändler nicht ehrlich daran interessiert sein, daß jeder von uns nur noch die Hälfte verbraucht, wenn wir ihnen dafür das Doppelte bezahlen müssen?

> Endlich will uns ein Strommulti etwas zurückgeben. Wer die Geschenke wohl bezahlen wird?

Aber hauptsächlich geht es ihnen eben um ihr angefressenes Image. Den lausigen Ruf teilen sie mit den großen Stromkonzernen, die Deutschland nach guter Eroberertradition in vier Besatzungszonen aufgeteilt haben und nun billigerweise aus ihren Erwerbungen rausholen wollen, was irgend rauszuholen geht.

Deshalb lieben wir sie auch so. Der schwedische Vattenfall-Konzern genießt in Deutschland mittlerweile eine ähnliche Reputation wie seine schwedischen Vorfahren, die im 17. Jahrhundert anläßlich des 30jährigen Krieges zu Besuch kamen. Allein in Berlin und Hamburg ergriffen zum 1. Juli rund 100 000 Vattenfall-Kunden die Flucht und verstecken sich seither bei Kleinanbietern.

Das schmerzt, weshalb die Chefs der deutschen Vattenfall-Sektion tief zerknirscht sind. Sie wollen nun kräftig an ihrem Bild in der Öffentlichkeit pinseln, damit wir begreifen, warum es für alle gut ist, daß sie so viel an uns verdienen. In einem internen Schreiben des Konzern-Managers Hans-Jürgen Cramer, welches das „Hamburger Abendblatt" in Teilen abgedruckt hat, kündigt er an: „Wir wollen dort sein, wo unsere Kunden sind ... wir gehen in die Bezirke, die Vereine, in die Schulen und Verbände, wir sind Bestandteil des normalen Lebens unserer Kunden." Sehr vernünftig, daß Herr Cramer den Brief mit dem Vermerk „Nur zur internen Verwendung" versehen hat. Nicht auszudenken, wenn das an die Öffentlichkeit gelangt! „Leute, nehmt die Wäsche von der Leine! Die Vattenfaller rücken an!" Zum Glück erscheint das „Abendblatt" in Hamburg – die Hanseaten gelten ja als besonders diskret. Und Sie sagen auch nichts weiter, gell?

Allerdings muß man einräumen, daß der arme Manager die Lage doch etwas arg düster zeichnet. „Teil des normalen Lebens" seiner Kunden ist er jeden Monat mindestens einmal, wenn die Stromrechnung kommt. Das reicht uns eigentlich, ihm aber offenbar nicht, was allemal Anlaß zu weiterer Sorge bietet.

Zu Unrecht: Der Konzern will nämlich gar nichts nehmen, er will geben, genauer: Er möchte viele Vereine und Veranstaltungen sponsern, damit wir ihn wieder lieb haben. (*Wieso „wieder"?* Ach, Ruhe jetzt!).

So ein Sponsoring kostet natürlich eine Stange Geld, das irgendwo anders wieder hereingeholt werden muß. Aber dafür hat der Konzern bestimmt schon eine Idee. Wollen Sie einen Tip?

Andererseits: Strompreise, na ja! Was regen wir uns auf. Andere Völker hätten gern unsere Sorgen, denken Sie an die Menschen in Birma, oder in Darfur oder die armen Schweizer. Schweizer! Ja! Sie haben richtig gelesen.

In dem Nachbarland steht die NS-Machtergreifung unmittelbar bevor. Die Nazis dort nennen sich SVP und ihr Führer heißt Christoph Blocher. Starr vor Entsetzen hat ein deutsches Nachrichtenmagazin entdeckt, daß die SVP die Ausweisung krimineller Ausländer fordert und auch solche Nichtschweizer loswerden wolle, die den Sozialstaat ausbeuten. Zwar, räumt das Blatt selber ein, habe die schweizerische Linke durch ihre „Sozialromantik" dazu beigetragen, daß der Anteil ausländischer Straftäter „überproportional" sei. „Besorgniserregend" aber sei, daß die SVP der Linken jetzt auch die Schuld für die Folgen ihres Verhaltens gebe. Und, so gibt das Magazin weiter zu, auch in Deutschland werde über die Abschiebung krimineller Ausländer diskutiert, aber nicht in dem „Ton" der SVP.

Ja, so ist das: Schuld ist rechts, links sind die guten Absichten, und ansonsten kommt es auf den Ton an. Da sind wir alle gefordert: Haben Sie etwa auch schon mal jemanden als „Schwarzes Schaf" verleumdet? Sagen Sie jetzt ja nicht, das hätten Sie aus Unbedachtsamkeit getan! Die SVP, übrigens stärkste Partei in der Schweiz, wirbt für ihre Abschiebe-Kampagne mit einem Plakat, auf dem ein weißes Schaf ein schwarzes wegschubst. Purer Rassismus, wettern die, die es wissen müssen.

Politische Konkurrenten der SVP sind außer sich über die Abgebrühtheit der Blocher-Partei. Wenn man ihr Faschismus vorwerfe, reagiere die bloß mit einem „Grinsen". Unglaublich.

Die Schweiz also auch, wir werden langsam eingekesselt. Die „Berliner Morgenpost" meldete vergangenen Dienstag, unbekannte Täter hätten in Eisenhüttenstadt auf einem Schulhof ein „Hakenkreuz aus Nudeln" ausgelegt: „Der Hausmeister entdeckte das Nazisymbol gestern vormittag und verständigte die Polizei. Die Beamten suchten nach Spuren und nahmen eine Anzeige auf." Das Hakenkreuz sei im Anschluß an die „Arbeit am Tatort" beseitigt worden.

Ob „Spuren" (Parmesan? Tomatensoße?) gefunden wurden, geht aus der brisanten Meldung leider nicht hervor. Aber immerhin: Der Hausmeister hat die Gefahr für die Demokratie, die von der Teigware ausging, sofort erkannt und die Staatsmacht alarmiert.

Politisch unsensible Kollegen hätten womöglich einfach zum Besen gegriffen, das elende Symbol zusammengefegt und im Müll entsorgt, wohin es gehört. Nicht so der Eisenhüttenstädter. Seine Wachsamkeit und Zivilcourage verdienen unser aller Anerkennung.

ZITATE

Frankreichs ***Botschafter*** *in Deutschland,* ***Claude Martin*** *(63), erklärt zum Ende seiner achtjährigen Amtszeit im Berliner „Tagesspiegel" vom 30. September, was* ***junge Franzosen*** *an der wiedererwachten* ***deutschen Hauptstadt so fasziniert:***

„Alle diese jungen Franzosen, die (in Berlin) studieren oder kleine Geschäfte aufmachen, finden, daß die Stadt aufregend ist, gerade weil sie unfertig und noch im Werden ist. Berlin ist mehr als eine Mode. Von Frankreich aus ist Berlin die neue Grenze Europas; mehr noch, es ist das Fenster, das sich in Richtung Osteuropa öffnet. Und das ist selbst bis zu den Parisern vorgedrungen."

Der SPD-Vordenker und Vizechef des „Konvents für Deutschland", ***Klaus von Dohnanyi****, äußert in „Welt online" vom 2. Oktober eine Vermutung, warum sich viele* ***Westdeutsche*** *kaum für die* ***geschichtsträchtigen Orte*** *in den* ***Neuen Ländern*** *interessieren:*

„Die meisten Westdeutschen haben den Sinn für Geschichte weitgehend verloren. Dazu hat viel beigetragen, daß wir die deutsche Geschichte häufig auf zwölf Jahre Nationalsozialismus reduzieren. Ein Land braucht aber für seine Zukunft Geschichtsbewußtsein."

Der ***Konjunkturchef*** *des Zentrums für Europäische Wirtschaftsforschung* ***(ZEW), Friedrich Heinemann****, kritisierte laut „Berliner Zeitung" vom 2. Oktober die* ***Abkehr der SPD*** *von den* ***Hartz-Reformen*** *aufs schärfste:*

„Das wäre ein schlimmer Rückschritt, der mitten ins Herz der so mühevoll durchgesetzten Arbeitsmarktreformen zielen würde."

Der frühere SPD-Arbeitsminister ***Wolfgang Clement****, in dessen Amtszeit die Reformen beschlossen worden waren, schloß sich gegenüber der „Financial Times Deutschland" vom 1. Oktober der* ***Kritik am eigenen Parteichef*** *an:*

„Wenn Kurt Beck jetzt die Agenda 2010 tatsächlich zurückdrehen will, ist er auf dem Holzweg. Die SPD verläßt offenbar der Mut nach dem Motto: Vorwärts Genossen, wir müssen zurück."

Trojaner

Mein Konfident im Amte, wo
Verfassungsschutz sie treiben,
verriet's mir – heimlich sowieso,
doch soll's dabei nicht bleiben:

Islamisch unterwandert ist
die Staatspartei der Bayern!
Da staunt der soziale Christ –
wie konnten sie's verschleiern?

Der Horst war lang schon im
Verdacht –
jetzt hat er, wie zu sehen,
es beim Parteitag klar gemacht:
Er ist für Schutz der Ehen.

Das heißt, er möchte ganz legal
mit mehr als Einer leben –
und leider sind so liberal
nur Muselmanen eben.

Na und der Ehebund auf Zeit?
Islamisch gibt es diesen,
drum hat ihn mit Entschiedenheit
die Pauli angepriesen.

Wer hätt' es just bei der geahnt!
Trojaner sind sie alle,
und selbst Verfassungsschützern
schwant:
Wir sitzen in der Falle.

Pannonicus